



PREDIGTBAND

Wintersemester 2024/25

„EINMAL QUER DURCHS
LEBEN...“ –
ANTHROPOLOGISCHES IN
GOTTESDIENST,
MEDITATION UND
REFLEXION

Inhalt

„EINMAL QUER DURCHS LEBEN...“/“THAT’S LIFE“ BIBELTEXTE UND BILDER ZUR ANTHROPOLOGIE – PROF. DR. CORNELIA RICHTER UND STUDIERENDE	2
„ES IST DER GEIST, DER LEBENDIG MACHT“ (2. KOR 3,3-9) – PROF. DR. CORNELIA RICHTER	5
„FEINDESLIEBE – (WIE) GEHT DAS?“ (MT 5,38-48) – PROF DR. WOLFRAM KINZIG	9
„BARMHERZIGKEIT UND DIE HÄRTE DES RECHTS“ (MT 18,21-35) – PROF. DR. JAN DIETRICH UND PROF. DR. CORNELIA RICHTER	16
„BETEN UND BEKENNEN“ (ABENDMEDITATION IM STIL VON TAIZE) – DR. KATHARINA OPALKA	21
„SUBMIT...“ (RÖM 13,1-7) – REV. DAVID B. SMITH UND PROF. DR. CORNELIA RICHTER	27
„VON DEM, WAS NIEMALS WIEDER GESCHEHEN SOLLTE“ (EX 1,15-22) – PROF. DR. CORNELIA RICHTER UND PFR. MICHAEL PUES	35
„VOM GELD UND VON ANDEREN GABEN“ (2. KOR 8,7-9) – WM VERA GRETGES UND WM JOHANNA SCHWARZ	41
„... UND ER WIRD ABWISCHEN ALLE TRÄNEN“ (PS 90) – PROF. DR. CORNELIA RICHTER UND STUD. THEOL. KATHRIN SCHOLZ	44
“MACHT HOCH DIE TÜR: COMING IN/COMING OUT“ (PS 24) – WM VERA GRETGES UND WM ERIK NAU	48
“LICHT IN DER FINSTERNIS“ (JOH 1,1-5, 9-14) – PROF. DR. HERMUT LÖHR	50
„... SO WERDE ICH AUCH MIT DIR SEIN“ (JOS 3,5-11; 17) – WM ERIK NAU	54
„... AND OVERCOME“ (ROM 12,9-16) – PROF. DR. CORNELIA RICHTER	58
„WASSER DES LEBENS“ (JOH 4,5-14) – PROF. DR. HERMUT LÖHR	61

„Einmal Quer durchs Leben...“/“That’s life“ Bibeltexte und Bilder zur Anthropologie – Prof. Dr. Cornelia Richter und Studierende

Morning has broken, Morgenlicht leuchtet: Ja, wahrlich und wahrhaftig – wir sind hier, mehr oder weniger ausgeschlafen, mehr oder weniger erholt von einem langen Sommer. Auf das neue Semester schauen wir naturgemäß aus ganz unterschiedlichen Perspektiven und die Schlosskirche ist ein Ort, an dem alle Stimmen laut werden sollen. Wie gehen unsere wichtigsten Gesprächspartner, die mit denen eine Universität steht und fällt, unsere Studierenden, auf die nächsten Wochen zu?

Die Vorbereitung auf ein neues Semester ist immer stressig und chaotisch, sowohl als höheres Fachsemester als auch insbesondere als Studienanfänger*in, und man kann schnell den Überblick verlieren. Die Zeit bis Weihnachten wird schneller vorbeigehen, als wir so denken und der Uni-Alltag hat uns schnell wieder in seinem Bann. Viele neue und alte Herausforderungen kommen auf uns zu, die im ersten Moment vielleicht überfordern. Doch es ist wichtig, ruhig zu bleiben und darauf zu vertrauen, dass wir alles, was in diesem Semester auf uns zukommt, bewältigen werden. Egal ob es darum geht, den richtigen Raum zu finden, die Kurse zu wählen, den Lernstoff zu organisieren und zu strukturieren oder sich in neuen Gruppen zurecht zu finden.

Ich kann mir gut vorstellen, dass das besonders für unsere internationalen Studierenden eine Herausforderung ist. Umso mehr hoffe ich, dass wir einander sehen und hören und auch die schönen Seiten des Unilebens teilen: Sich mit Kommilitoninnen austauschen, mit Freunden treffen, interessante Praxiserfahrungen zu sammeln und sich genauer mit den Themen zu beschäftigen, die uns interessieren.

Obwohl im Studium oftmals der Eindruck entsteht, man sei auf sich alleine gestellt, ist es doch meist so, dass die anderen Studierenden sich mit ähnlichen Problemen auseinandersetzen und es viele Personen gibt, die uns gerne unterstützen.

Das neue Semester wird uns auch dieses Mal wieder vor neue Herausforderungen stellen, aber es gibt trotzdem viele Gründe, sich auf die vor uns liegende Zeit zu freuen. Deshalb danken wir für den Morgen und für das Wort, dem all das entspringt! Yes, indeed my Lord, morning has broken!

Die großen Herausforderungen des neuen Semesters, das unabsehbare und unkalkulierbare, das steht heute vermutlich auch all jenen vor Augen, die dafür sorgen, dass der Laden hier auch wirklich läuft. Das sind die Teams im Dekanat, im Prüfungsamt, in den Sekretariaten, in den technischen Supports, in der Fachschaft und im Senat. Hier spüren wir ganz besonders, wie stark sich die Universität verändert, wie sehr sich die Maßstäbe des akademischen Lebens verschoben haben und immer weiter verschieben. Was gestern noch selbstverständlich war, ist es heute schon nicht mehr. Und nicht wenige unter uns sehen dem mit großer Sorge

entgegen: Lässt sich das alles bewältigen? Sind die neuen Aufgaben schon gut genug untereinander abgestimmt? Werden wir es schaffen, all das im gegenseitigen Vertrauen und mit dem nötigen Teamspirit zu bewältigen? Wir? Die Evangelisch-Theologische Fakultät als ein Team?

Wie gut passt dazu die zweite Strophe unseres Liedes: Sie ist vorsichtig formuliert, beginnt achtsam und tastend: „Sanft fallen Tropfen“ – und vielleicht, wenn wir genau hinschauen, sind sie „sonnendurchleuchtet“. Das erste Gras bedeckt von erstem Tau, wir könnten auch sagen, die ersten leuchtenden Herbstfarben, morgens manchmal schon eingehüllt von sanftem Nebel. Die bunten Blätter – voller Dank für die Spuren Gottes im Garten. Und in all dem: neue Frische bis hin zu vollkommenem Blau! Wir können darum nur bitten, Gott, dass Du uns mit dieser Strophe durch das Semester gehen lässt. Oh, yes, indeed my Lord, morning has broken!

And in between, it is the uprising scholars, those who will shape theology in the future, those whom we trust to have the best ideas and who will explore new pathways of research.

We are indeed right in the middle: On the one hand, we are still students, just like you – and perhaps we will remain so throughout our lives. On the other hand, we would like to think that we have a bit more experience in reading, writing, teaching! Yet, most of us still face the immense pressure of having to finish our thesis – having to hand it in on time... or at least close enough to on time...

And, of course, some struggles remain the same. We can testify to a harsh truth: No matter how many degrees you have under your belt, the printer will always go kaput the night before your deadline... Finish the task early so that you do not have to stress over the printer, I hear some professors thinking... but as we all know, that is easier said than done.

So, there will be many days when we need the emotional support and attentiveness reflected in the second verse we just sang.

But, you know, we would not have stuck around in this world of theological academia until this point if we did not also embrace the truths of the third verse: For it is the multifaceted world of theology in which we long to share, and by which we seek to be embraced – the richness of our traditions, the fascinating new ideas we get to encounter; the calls to justice and peace we hear, receive and enact.

In our longing, in our searching, we have found and continue to find that the study of theology – the study of God – is, at its heart, also an anthropological exercise: it is about people who teach us how much more there is to know than one person can know, how much more there is to being human than one tradition can contain, and how much less there is that divides us than unites when we cut to the heart of our common struggle to catch a glimpse of that which is beyond our understanding.

In the context of this service, too, for Christians, we look forward to all the ways that this coming academic year will testify to the truth that „Christus als gemeinde existiert“: That Christ exists as community; a community where all are named, all are claimed, and each person is valued for their contributions to the family of God. This truth that each person, each project– along with the daily grind and the hard work that goes into them– that each effort is valuable to the community gathered here is, indeed, what makes it so special to be part of this little scientific congregation in Bonn. So, yes, let us trust in these words and praise the Lord! For, yes, indeed my Lord, morning has broken!

„Es ist der Geist, der lebendig macht“ (2. Kor 3,3-9) – Prof. Dr. Cornelia Richter

Liebe Gemeinde,

wer öfter in der Schlosskirche ist, weiß es: Es geht doch nichts oder zumindest wenig über die Perikopenordnung. Entweder zwingt sie einen, über einen Text nachzudenken, mit dem man gar nichts anfangen kann, oder sie passt so gut zum Sonntag, als ob der Text extra dafür ausgewählt wäre. Heute jedenfalls passt es wieder einmal, umso mehr als wir in einer Universitätskirche sind. Da ist es gut und recht, dass wir zur Eröffnung des Semesters über das Verhältnis von Buchstabe und Geist nachdenken. Hört den Predigttext aus 2 Kor 3, 3-9:

*³[So] ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid durch unsern Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln der Herzen. ⁴Solches Vertrauen aber haben wir durch Christus zu Gott. ⁵Nicht dass wir tüchtig sind von uns selber, uns etwas zuzurechnen als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, ⁶der uns auch tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn **der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.***

Liebe Gemeinde, „der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“ Wer mündliche Prüfungen lieber hat als Klausuren, wird diesem Text aus vollem Herzen zustimmen. Wer gerade mit den Sprachkursen angefangen hat, findet im Buchstabensalat vermutlich noch keine Theologie. Wer in langen Gremiensitzungen Protokoll führen oder diese dann prüfen muss, weiß, wie quälend lang die Folge der Buchstaben und Paragraphen sein kann. Trotzdem gehören wir in der Theologie natürlich zu den Fächern, die Buchstaben lieben, weil man mit ihnen so schöne Bücher schreiben kann. Ob sie dann jemals wer liest, das ist eine andere Frage: „Ich habe ihr Buch gekauft! Ah, Sie waren das!“

Aber davon abgesehen, das Schreiben von längeren Texten, egal ob Bücher, Aufsätze oder Drittmittelanträge, das ist schon eine ganz besondere Kunst. Die ganze eigene Gelehrsamkeit aufs Papier gebannt, sichtbar gemacht, für andere lesbar, nachvollziehbar. Eine faszinierende Erfahrung, weil die Gedanken nicht nur für andere sichtbar werden, sondern auch für einen selbst. Es gibt das berühmte Diktum vom „Verfertigen der Gedanken beim Reden“, Heinrich von Kleist, Schleiermacher und auch Humboldt haben über so etwas nachgedacht. Ich finde, der Satz gilt genauso gut für das Schreiben: „Vom Verfertigen der Gedanken beim Schreiben“: Wer schreibt, egal ob Aufsatz, Drittmittelantrag oder Monographie, wer im Schreiben mit den Sätzen ringt, mit den Worten und irgendwann sogar mit den Silben, weil man es genau sagen möchte, und noch genauer, so präzise wie irgend möglich bis in das letzten Komma hinein –

wer in diesem Prozess ganz abzutauchen lernt in das meditative Spiel mit den Buchstaben, der und die wird der Faszination des Schreibens erliegen.

Eine Erfahrung, die auch unsere Doktorand:innen machen. Am Anfang erscheint es einem schier unmöglich, 100, 250 oder 300 Seiten aufs Papier zu bringen. Aber hat man erst einmal die magische Grenze von S. 99 überwunden, dann schreibt es sich plötzlich fast von alleine und manch einer ist ab dann auch nicht mehr zu bremsen. Fast als ob es die sichtbaren Buchstaben wären, die das Schreiben lebendig machen würden – und mit dem Schreiben auch den Geist. Wie gut, dass wir hier in einer Universitätskirche sind.

Bei Paulus und den frühen Christusgläubigen muss es irgendwie ähnlich gewesen sein. Paulus waren die Buchstaben keineswegs fremd, Brief über Brief hat er auf den Weg gebracht und dafür gesorgt, dass es in der Bibelkunde auch ordentlich was zu lernen gibt. Seinen vielen Reisen ist es mit zu verdanken, dass sich die Gemeinden zusammengefunden und konstituiert haben. Seinen Briefen – es sind die ältesten erhaltenen christlichen Texte überhaupt – seinen Briefen ist es mindestens mit zu verdanken, dass sich die Gemeinden gehalten haben, dass sie voneinander wussten und sich, wie wir heute sagen würden, vernetzt haben. Und: Seinen Briefen ist es zu verdanken, dass auch wir die damaligen Gemeinden bis heute lebendig vor Augen bekommen, dass wir sie geradezu szenisch vor uns sehen, mit ihren freudigen Anlässen und mit all ihrer elenden Zankerei. Denn Paulus hat seine Briefe immer nur ad hoc geschrieben, aus konkretem Anlass und an ganz unterschiedliche Empfänger. Wie das so ist mit Briefen, sind sie, so könnte man Paulus leicht abwandeln, ein Gespräch „in Tinte“.

Deshalb sind sie auch so lebendig, weil sie ein Gespräch sind, eines, das uns im hier und jetzt mit ihm verbindet. Es sind eben nicht nur die Gedanken, die sich beim Schreiben verfertigen. Es sind auch die Gesprächspartner:innen, die im Geiste vor uns stehen, so lebendig wie sie nur sein können.

Wo es um Tratsch und Klatsch in den Gemeinden geht, leuchtet uns das meist sofort ein – und die Korinther sind dafür geradezu legendär. Bei unserem Predigttext geht es wieder einmal um die Diskussion mit den Wandermissionaren und die Frage, wer eigentlich ein rechter Apostel ist und ob Paulus diesen Titel überhaupt für sich beanspruchen dürfe. Seine Antwort ist klar: Wer glaubt, aus eigener Kraft zum Apostel werden zu können, wer seine Mission als Programm der Selbstverwirklichung sieht, der ist auf dem falschen Dampfer bzw. wir sind ja in der Antike, auf dem falschen Boot.

Aber bei Paulus geht es um mehr: Bei ihm sind es, neben dem Tratsch und Klatsch und den Zankereien, die theologischen Fragen, die ihn zum Schreiben motivieren. Es sind ganz elementare Glaubensfragen, die er in den Briefen abhandelt, und die, indem er sie reflexiv abhandelt, zur Theologie werden. Ihm selbst, seinen Leser:innen und uns heute. Wie gut, dass er nie eine große Monographie geschrieben hat. Vielleicht wäre das Christentum darüber verstaubt, ehe es sich gegründet hätte. Mit seinen Briefen hingegen, leicht und dynamisch,

hat er das theologische Gespräch eröffnet und es ist bis heute nicht verstummt. Vielleicht täte es uns in der Theologie ganz gut, wenn wir auch wieder mehr Briefe schreiben würden.

Denn nun, schauen wir genauer in den Text, sind es ja sowieso nicht die Buchstaben, die für Paulus das Gespräch tragen. Sondern es ist die lebendige Gemeinde in Korinth, es sind die Adressat:innen, die der eigentliche Brief sind: Ihr seid es, „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, erkannt und gelesen von allen Menschen!“ – und ab Vers 3 legt Paulus noch eins drauf: Ihr seid nicht nur „unser“ Brief, nein, nun heißt es: „Ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, [...] geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes“.

„Dass ihr ein Brief Christi seid, [...] geschrieben mit dem Geist des lebendigen Gottes.“ Das ist nun der Moment in der Predigtvorbereitung, an dem man dann doch ganz gerne zu einer Monographie greift, denn was weiß denn die Systematische Theologin über den Geist bei Paulus. Michael Wolter, Neutestamentler, weiß das jedenfalls besser: Paulus hat keinen Zweifel daran, dass wer an Christus glaubt und getauft ist, auch den Geist „hat“.¹ Der Geist gehört sozusagen, was für eine herrliche Formulierung, Herr Wolter: „zur Ausstattung eines Christen wie der Glaube und das Getauftsein.“² Geist, Glaube, Taufe – unser Toolkit als Christ:innen.

Wir heute würden ja nun ganz gerne erklärt bekommen, was das eigentlich ist, der Geist. Aber für Paulus scheint das klar zu sein. Es gibt, sagt Herr Wolter, keine einzige Stelle, an der er erklärt, was der Geist ist. Er muss die Adressat:innen auch nicht davon überzeugen, dass der Geist in ihnen wirksam ist. Nein, Paulus setzt für sie wie für uns schlicht voraus, dass wir aus der Gewissheit leben, den Geist zu haben. Und zwar denselben Geist, der schon in Jesu Auferstehung am Werk war.³ Und der deshalb auch uns durch den Tod hindurch tragen wird. Weil Gott das erste Wort hat. Und das letzte.

Das ist übrigens 1500 Jahre später wieder so. Auch Philipp Melancthon, der exakte Denker unter den Reformatoren, hat in seiner Glaubenslehre von 1553, auch so eine Monographie, viel über das Verhältnis von Buchstabe und Geist nachgedacht und auch er sagt: Wo immer die Gedanken, der Glaube, das Evangelium, ins Herz geschrieben sind, da finden sich nicht nur tote Buchstaben, sondern da findet sich auch der heilige Geist im Menschen. Allein durch das Wort. Das erste und das letzte.

Doch zurück zu Paulus: Denn es gibt schon noch einen theoretischen Hinweis, wie wir uns das mit dem Geist vorstellen können: Es geht um die Vorstellung von der „Präsenz des Abwesenden durch seinen Geist“. Die Präsenz des Abwesenden, später auch gerne „die Darstellung des Undarstellbaren“ oder auch, „das Ewige im Jetzt“ – mit solchen Sätzen lassen sich ganze Blockseminare in der Religionsphilosophie bestreiten, von Kant bis Hegel und

¹ Vgl. WOLTER, Michael: Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, Göttingen: V&R ³2021, 164.

² WOLTER, Michael: Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, Göttingen: V&R ³2021, 152.

³ Vgl. WOLTER, Michael: Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, Göttingen: V&R ³2021, 164.

weiter zu Tillich. Sie zielen auf unsere Vernunft, weil wir nur mit ihrer Hilfe verstehen, was wir verstehen können, und was unsere Vernunft, unseren Verstand sowieso, überschreitet. Die Präsenz des Abwesenden also.

Damit ist nun aber nicht mehr Paulus selbst gemeint, auch wenn wir beim Lesen seiner Briefe zuweilen das Gefühl haben, ihn direkt vor uns zu sehen. Nein, denn es geht in unserem Predigttext ja um die Adressat:innen, die ein Brief Christi sind: Ihr, „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben. [...] Ihr [seid] ein Brief Christi, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes.“ In und unter uns ist nach Paulus also derjenige anwesend, den wir oft so schmerzlich als abwesend empfinden. Den wir so selten sehen und an den wir so gerne glauben würden, wenn er sich doch nur öfter zeigen würde. Christus. Und in und durch Christus: Gott. Der große Abwesende.

Ist es nicht so, liebe Gemeinde? Ist es nicht so, dass wir ihm, dem Abwesenden die Schuld dafür geben, dass wir ihn nicht sehen, ihn nicht fühlen, spüren, erfahren? Und ist es dann nicht nur noch ein kleiner Schritt dahin, dass wir ihn auch nicht mehr für wahr halten können? Weil unser Leben scheinbar so ist, dass Gott darin nicht vorkommt? Auch darüber hat Melancthon 1553 viel geschrieben. Über die Anfechtung des Glaubens, der nicht zu hoffen wagt, was er nicht sieht. Gut, dass wir dazu eine ganze Predigtreihe starten.

Denn es könnte doch ganz anders sein. Weil der Glaube doch alles hoffen dürfte. Alles hoffen könnte, weil wir doch längst in uns tragen, worum es geht. Weil es uns doch längst gesagt ist in dem einen Wort, das das erste und das letzte ist. Weil wir gar nicht hier wären, wenn uns das Wort und die Sehnsucht nach dem, wofür es steht, in Herz und Geist nicht zusammenkommen lassen würde. Wir sind so nah dran.

Und wenn wir es einfach ausprobieren würden? Wenn wir das Wort noch einmal neu hören würden? Und uns dann einfach um den Altar versammeln, Brot und Wein miteinander teilen und mit eben diesem Wort darauf vertrauen, dass der Abwesende in Herz und Geist mitten unter uns ist? Einfach nur weil es das erste und das letzte Wort ist? Einfach nur, weil wir da sind? Hier und jetzt gemeinsam? Kommt, lasst es uns versuchen, *denn der Friede Gottes ist höher als alle menschliche Vernunft und er bewahre unsere Herzen in Christus Jesus, Amen.*

„Feindesliebe – (wie) geht das?“ (Mt 5,38-48) – Prof Dr. Wolfram Kinzig

Liebe Gemeinde,

am 21. und 22. November 1983 fand im Deutschen Bundestag in Bonn eine hitzige Debatte statt, die am Ende in eine folgenschwere Entscheidung mündete.⁴ Auf der Tagesordnung stand der sogenannte Nato-Doppelbeschluss von 1979. Demnach sollten in der Bundesrepublik 198 neue, mit Atomsprengköpfen bestückte US-Mittelstreckenraketen stationiert werden, falls innerhalb der nächsten vier Jahre mit der UdSSR keine Vereinbarung über eine Abrüstung von Atomwaffen zustande käme. Diese Frist war abgelaufen, es hatte keine effektive Abrüstung gegeben, und die Stationierung sollte nunmehr beginnen, worüber der Bundestag zu entscheiden hatte. Die Debatte wurde im Fernsehen und im Radio live übertragen. Im Theologischen Seminar in der Kisselgasse in Heidelberg standen und saßen Lehrende und Studierende dichtgedrängt. Sie lauschten gebannt der Übertragung, die aus den Lautsprechern kam, die man eigens für diesen Zweck aufgestellt hatte.

Die große Mehrheit der Studierenden war auf der Seite der Oppositionsparteien SPD und Grüne, die die Stationierung der Raketen ablehnten, weil sie eine Eskalation des Kalten Krieges mit unabsehbaren Folgen befürchteten. Ich war einer von ihnen. Auch ich glaubte damals, dass man mit Aufrüstung keinen Frieden erreichen könne.

Es lohnt sich, die stenographischen Protokolle dieser Debatte, die im Internet verfügbar sind, nachzulesen. Ich zitiere nur eine Passage aus der Antwort des Fraktionsvorsitzenden der SPD, Hans-Jochen Vogel, auf die Regierungserklärung des Bundeskanzlers Helmut Kohl:

„Wir Sozialdemokraten stimmen mit der Friedensbewegung, die Sie in dieser Weise bekämpfen, durchaus nicht in allen Punkten überein. Sehen Sie aber wirklich nicht, daß es sich hier um eine der breitesten und engagiertesten Bewegungen der Gegenwart handelt, und zwar weit über unsere Grenzen hinaus? Bleiben Sie bei der Aussage, die Friedensbewegung gäbe es gar nicht? Spüren Sie nicht, Herr Bundeskanzler, wie sich das Bewußtsein unseres Volkes gegenüber den tödlichen Gefahren des atomaren Rüstungswettlaufs in den letzten beiden Jahren verändert hat, wie die Menschen nicht mehr bereit sind, den Wahnsinn einer Weltordnung, die wohl Raketen und Waffen in wenigen Stunden in den letzten Winkel der Erde zu schaffen vermag, die aber nicht fähig ist, Reis oder Brot zu denen zu bringen, die zu Millionen Hungers sterben, länger schweigend hinzunehmen? Spüren Sie nicht, wie die Zahl der Menschen steigt, die sich weigern, den Krieg oder gar die völlige Vernichtung weiterhin als Mittel der Politik zu akzeptieren, wie Bewußtheit, wie der Wille, die Verhältnisse zu ändern, wie die Erkenntnis der

⁴ Vgl. zum Folgenden: URL <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2023/kw46-kalenderbla4-nato-doppelbeschluss-978072>; <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/natodoppelbeschluss-200098>. (14.09.2024).

eigenen Mitverantwortung an die Stelle bewußtloser Gleichgültigkeit tritt? Hören Sie denn nicht, Herr Bundeskanzler, was so viele aus den Kirchen heraus fordern, was Tausende von Ärzten, von Philosophen, von Naturwissenschaftlern, was über 30 Nobelpreisträger erst vor wenigen Tagen gefordert haben, was Carl Friedrich von Weizsäcker erst am vergangenen Wochenende so eindringlich und mahnend empfohlen hat, was die deutschen Gewerkschaften *verlangen und was Zehntausende, ja, Hunderttausende von Bürgerinnen und Bürgern in Eingaben an das Parlament und an die Abgeordneten geschrieben haben? Auf all das sind Sie, Herr Bundeskanzler, heute nicht eingegangen.*⁵

Was für eine Ernsthaftigkeit und rhetorische Kunstfertigkeit in der politischen Auseinandersetzung! In der Debatte wurde hart gerungen, auch um die Auslegung des Gebotes der Nächstenliebe. Am Ende stimmte das Parlament mit der Mehrheit der regierenden CDU/CSU und der FDP für den Nato-Doppelbeschluss von 1979. Ab Dezember 1983 wurden die neuen Atomwaffen aufgestellt.

Möglicherweise habe ich mich damals geirrt. Denn es kam dann ab 1985 zu neuen Verhandlungen, die in einen weitreichenden Abrüstungsvertrag mündeten. Möglicherweise hatte der Westen die Sowjetunion tatsächlich totgerüstet.

Wir haben uns seinerzeit die Köpfe heißdiskutiert, wie man angesichts dieser Lage mit dem biblischen Gebot der Feindesliebe umgehen müsse. Dieses Gebot ist unser heutiger Predigttext. Er steht in der Bergpredigt, im Evangelium nach Matthäus, im 5. Kapitel, Verse 38 bis 48 und lautet folgendermaßen:

„(38) Hört, dass gesagt ist: ‚Ein Auge für ein Auge und einen Zahn für einen Zahn.‘ (39) Ich aber sage euch: Leiste dem Bösen keinen Widerstand! Sondern halte jedem, der dich auf die rechte Wange schlägt, auch die andere hin. (40) Und dem der, dich vor Gericht bringen und dein Gewand nehmen will, dem lass auch den Mantel! (41) Und wer dich zu einer Meile zwingen will, mit dem geh zwei! (42) Dem, der dich bittet, gib, und von dem, der von dir borgen möchte, wende dich nicht ab!

(43) Ihr habt gehört, dass gesagt ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen!‘ (44) Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde, und betet für eure Verfolger, (45) damit ihr Söhne eures Vaters in den Himmeln werdet, weil er über den Bösen und Guten seine Sonne aufgehen und auf Gerechte und Ungerechte regnen lässt! (46) Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? (47) Und wenn ihr nur eure Brüder liebt, was tut ihr dann Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden? (48) Seid also vollkommen wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!“

Nun, nach über 40 Jahren reibe ich mir die Augen – das Thema Krieg steht wieder auf der Tagesordnung. Die Abrüstung ist vorbei. Atomwaffen gibt es in Deutschland noch immer. Und

⁵ Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht, 35. Sitzung (21.11.1983), Plenarprotokoll 10/35, S. 2334.

es wird gefordert, dass man nun wie damals 1983 wieder aufrüsten müsse. Neue US-Mittelstreckenraketen sollen in Deutschland aufgestellt werden. Ja, wir sind nun sogar indirekt an einem blutigen Verteidigungskrieg gegen eben jenen Gegner von damals beteiligt. Doch wird die Debatte darüber nicht annähernd so leidenschaftlich geführt wie seinerzeit. Auch haben sich die Positionen merkwürdig verändert. Die Regierungsparteien und die größte Oppositionspartei sind sich weitgehend einig darin, dass Putin nur mit immer neuen Waffen aufgehalten werden kann. SPD und Grüne haben dabei einen Schwenk um 180 Grad vollzogen. Abrüstung und Friedensverhandlungen werden jetzt fast nur noch von der Linken, dem Bündnis Sahra Wagenknecht und vielleicht auch der AfD gefordert, wobei die Motive im Einzelnen sehr undurchsichtig sind.

Ich gestehe gerne: Ich weiß nicht, was die bessere Option ist: der entschlossene militärische Widerstand gegen Putin oder Verhandlungen, die zu einem vielleicht sehr prekären Frieden führen könnten. Wie kann man das Unrechtsregime eher eindämmen? Aber ich weiß, dass die gegenwärtige Situation, in der viele Tausende Menschen sinnlos sterben, verletzt und verstümmelt werden, unerträglich ist.

Auch scheint die Botschaft des biblischen Textes eindeutig zu sein: Wer eine Waffe in die Hand nimmt, verstößt gegen das Gebot der Feindesliebe.

Allerdings ist die Welt so, dass man manchmal eine Waffe in die Hand nehmen *muss*, weil man einen geliebten Menschen oder auch sich selbst verteidigen oder weil man für ein bestimmtes Prinzip, etwa das der Freiheit oder der Gerechtigkeit, eintreten möchte. Niemand, der dies tut, darf darum verurteilt werden. Vielleicht ist ja im vorliegenden Fall der entschlossene Widerstand gegen den unrechtmäßigen russischen Angriff tatsächlich die bessere politische Option. Aber setze ich mich als Christ dann nicht in Gegensatz zum eindeutigen biblischen Gebot: „Leiste dem Bösen keinen Widerstand!“?

Nun ist aber das Gebot der Feindesliebe in einem bestimmten historischen Kontext gesagt, den wir nicht außer Acht lassen dürfen. Schauen wir uns dazu die Verse nochmals genauer an:

Unser Predigttext besteht literarisch aus zwei Teilen und gehört in einen größeren Argumentationszusammenhang. Die Ausgangsthese lautet: Jesus hat das Gesetz nicht aufgehoben, sondern erfüllt, und wir sollen ebenso handeln. Selbst das unwichtigste Gebot sollen wir einhalten. Die Pointe dabei ist: Die Christen sollen noch „gerechter“ als die Schriftgelehrten und die Pharisäer sein (5,17-20). Aber mehr noch: Die Nachfolger Jesu sollen in ihrem Handeln über die Gebote der Torah noch hinausgehen, indem sie sie gewissermaßen übererfüllen: Nicht nur halten sie das Gebot „Du sollst nicht töten!“ Ihnen ist es untersagt, dem Bruder auch nur zu zürnen. Nicht nur brechen sie die Ehe nicht – verheiratete Männer werden auch keinesfalls mit anderen Frauen flirten. Sie halten sich nicht nur an die jüdischen Scheidungsvorschriften – sie lassen es erst gar nicht zur Scheidung kommen. Nicht nur schwören sie keinen Meineid – sie schwören überhaupt nicht, weil die christliche Wahrheitsliebe keines Eides bedarf. Und nun eben: Auch das alttestamentliche Talionsprinzip

„Auge für Auge, Zahn für Zahn“, das der ausgleichenden Gerechtigkeit dienen soll, gilt für die Christen nicht.

„(38) Hört, dass gesagt ist: ‚Ein Auge für ein Auge und einen Zahn für einen Zahn.‘ (39) Ich aber sage euch: Leiste dem Bösen keinen Widerstand! Sondern halte jedem, der dich auf die rechte Wange schlägt, auch die andere hin. (40) Und dem der, dich vor Gericht bringen und dein Gewand nehmen will, dem lass auch den Mantel! (41) Und wer dich zu einer Meile zwingen will, mit dem geh zwei! (42) Dem, der dich bittet, gib, und von dem, der von dir borgen möchte, wende dich nicht ab!“

Der geschädigte Christ verlangt keine gleichwertige Kompensation, sondern legt in der Wertschätzung des Nächsten gewissermaßen noch einen oben drauf. Dabei ist die Situation, die diese Mahnungen voraussetzen scheinen, eine der Marginalisierung und Unterdrückung. Offensichtlich ist es in der Gemeinde, an die sich das Evangelium richtet, häufiger vorgekommen, dass Christen drangsaliert und vor Gericht gezerrt wurden.

Das wird in der abschließenden Passage noch erweitert und zusammengefasst:

„(43) Ihr habt gehört, dass gesagt ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen!‘ (44) Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde, und betet für eure Verfolger!“

Man soll nicht nur den Nächsten lieben, also die Menschen, die einem wohlgesonnen sind – das ist sowieso klar –, nein, Christen sollen auch ihre *Feinde* lieben und für sie beten. Und nun kommt das Ziel der Argumentation:

„(45) So werdet ihr Söhne eures Vaters in den Himmeln, weil er über den Bösen und Guten seine Sonne aufgehen und auf Gerechte und Ungerechte regnen lässt! (46) Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? (47) Und wenn ihr nur eure Brüder liebt, was tut ihr dann Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden? (48) Seid also vollkommen wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!“

Nur die, die so handeln, sagt das Evangelium, sind „Söhne“ des Vaters im Himmel und sind vollkommen wie der Vater. Warum? Weil der Vater nicht nur für die guten Menschen sorgt, sondern auch für die bösen. Gottes Fürsorge gilt für alle seine Geschöpfe, egal, wie die sich verhalten. Er übt an ihnen keine Rache, indem er ihnen das vorenthält, was sie zum Leben brauchen. Gottes Geschöpfe dürfen leben. Allerdings: Sie müssen dieses Leben dann auch aus- halten. Sie müssen es ertragen, wenn ihnen ihre Bosheit das Lebensglück verwehrt. Denn wir glauben doch nicht wirklich, dass die Bösen dieser Welt, die Stalins und Hitlers wirklich glücklich waren, oder?

Darin besteht Gottes Vollkommenheit, und wir sind nur dann genauso vollkommen wie er, wenn wir ebenso handeln, wenn wir uns also daran erinnern, dass alle unsere Mitmenschen Gottes Geschöpfe sind.

Wenn diese Beobachtungen stimmen, dann heißt das zum einen: Gottes Fürsorge ist universal; bösen Menschen wird sie nicht entzogen. Das ist ein letztlich tröstlicher Gedanke: Denn Gottes Fürsorge gilt *auch uns* immer, auch dann, wenn *wir* zu den bösen Menschen zählen, weil *wir* Unrecht begangen haben. Und wer von uns wäre frei von Unrecht?

Allerdings gilt auch: Die Verse beschreiben lediglich, wie wir uns in der Situation einer Konfrontation verhalten sollen – er blendet unsere Mitmenschen, die von unserem Verhalten ja mitbetroffen sein könnten – die Familie, die Freunde, die Gemeinschaft – aus. Die Möglichkeit, dass Gewalt ausgeübt werden muss, *um andere Menschen zu schützen* – diese Möglichkeit hat der Verfasser des Matthäusevangeliums hier nicht im Blick. Die hier ihre Feinde lieben sollen – das sind offenbar Einzelgänger, keine Gemeinschaftswesen.

Das ist der Grund dafür, warum das Gebot der Feindesliebe in Situationen, in denen wir zwischen verschiedenen Gütern abwägen müssen – dem Verzicht auf Gewalt einerseits und dem Schutz unserer Nächsten andererseits –, im Grunde wenig hilfreich ist. Im selben Jahr, in dem der Bundestag über den Nato-Doppelbeschluss abstimmte, also 1983, wurde in der Bundesrepublik die mündliche Anhörung bei der Kriegsdienstverweigerung abgeschafft. Die Pazifisten, die den Dienst an der Waffe ablehnten, wurden bei dieser Anhörung, die einem Gerichtsverfahren ähnelte, oft gefragt: „Was machen Sie, wenn Sie und Ihre Freundin durch einen dunklen Park gehen und jemand überfällt und missbraucht Sie? Greifen Sie dann nicht zu Gewalt, wenn Ihrer Freundin vielleicht Vergewaltigung oder noch Schlimmeres droht?“ Man hätte schon damals antworten können: Diesen Fall deckt das Gebot der Feindesliebe offenbar nicht ab. Hier geht es nur um Gewalt gegen die *eigene* Person. Aber das war natürlich gefährlich – denn dann konnte der Vorsitzende schnell behaupten, auch die Bundeswehr sei für nichts anderes da als den Schutz der eigenen Bevölkerung.

Aber dennoch wird man festhalten müssen: Das Evangelium ist in jedem Fall eine Botschaft der Deeskalation. Wir Christen stehen in der Verpflichtung, uns mit allen Mitteln dafür einzusetzen, dass Gewalt reduziert wird. Wenn wir dazu im Ausnahmefall ebenfalls zur Waffe greifen müssen, kann es nur das letzte Mittel der Wahl sein. Nicht umsonst erklärt der Apostel Paulus die Liebe zur höchsten christlichen Tugend, größer als der Glaube und größer als die Hoffnung. Denn die Liebe „trägt das Böse nicht nach, sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich an der Wahrheit“ (1 Kor 13,5-6). Das kann doch nur heißen, dass wir uns etwa im Ukraine-Krieg nicht beim status quo beruhigen dürfen. Vielleicht können wir durch Waffenlieferungen dazu beitragen, dass die Unerträglichkeit der Situation gemildert wird. Die Gewalt, die wir Deutschen so indirekt ausüben, vielleicht ausüben müssen, ist aber auch ein Hinweis auf unsere Hilflosigkeit angesichts einer zutiefst sündigen Welt. Doch sind wir in dieser Situation nicht allein. In der Hoffnung auf unseren Herrn und Retter Jesus Christus, der uns seine Hilfe nicht vorenthalten wird, können wir uns getrost ans Werk machen und nach Auswegen auch aus den scheinbar verfahrensten Situationen suchen, um die Gewalt einzudämmen.

Die vielleicht von Jesus selbst gebotene Feindesliebe kann dazu eines der Mittel und Wege sein. Diese vollkommene Liebe ist selbst ein Geschenk Gottes. Um noch einmal Paulus zu zitieren:

„Alle haben gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren. Unverdientermaßen werden sie gerecht, dank seiner Gnade, durch die Erlösung in Christus Jesus“ (Röm 3,23-24).

Kehren wir zum Abschluss zu der Bundestagsdebatte vom 21./22. November 1983 zurück. Die Bergpredigt wurde auch hier heftig diskutiert. Konservative Abgeordnete führten gegen das Gebot der Feindesliebe Martin Luthers Zwei-Reiche-Lehre ins Feld. Der Reformator wurde ausführlich zitiert – undenkbar in der heutigen Zeit. Auch Katholiken rangen um die richtige Position. Friedrich Kronenberg von der CDU äußerte sich folgendermaßen:

„Als Christ kann ich die Abschreckungsstrategie, insbesondere mit Nuklearwaffen, mit Massenvernichtungswaffen, nur verantworten, weil wir gleichzeitig und mit allen Kräften eine Politik der Rüstungskontrolle und eine Politik der gleichgewichtigen Abrüstung betreiben. Friedenssicherung durch nukleare Abschreckung ist nur als eine moralische Grenzsituation vertretbar, als eine Situation, die überwunden werden muß, sobald das geht; denn als Christ bin ich dem Gebot der Bergpredigt verpflichtet [...], nämlich alles zu tun, damit Gewalt und Mittel der Gewalt immer weiter verringert werden, möglichst bis zum Punkt Null.

Aber dazu gehört die Bereitschaft beider Seiten. Wer einseitig auf Waffen verzichtet, macht den Krieg führbarer. ‚Frieden schaffen ohne Waffen‘ ist zwar gut gemeint, ist aber in unserer Realität tödlich. [...] Wir wollen keinen Frieden um jeden Preis. Wir haben die Friedensdiskussion der letzten Jahre begrüßt. Aber wir verzichten nicht auf die Frage ‚Welchen Frieden wollen wir?‘ Das ist die Frage, der wir uns stellen müssen. Ich fordere alle auf, die sich an der

Friedensdiskussion in unserer Gesellschaft beteiligen, auf diese Frage ‚Welchen Frieden wollen wir?‘ zukünftig eine klare Antwort zu geben.“⁶

Mir scheint, wenn wir die verstörenden Forderungen der Bergpredigt lesen, müssen wir sie in jedem Fall als Ausdruck des unbedingten christlichen Willens, Frieden zu schaffen, lesen. Dann müssen wir fragen: Wie kann ein gerechter Frieden aussehen? Und auf welchem Wege können wir ihn am besten erreichen? Geht es über entschlossenen militärischen Widerstand? Müssen wir dafür so viele Opfer in Kauf nehmen, oder gibt es auch andere Wege, die wir vielleicht noch nicht beschriften haben? Diese Frage müssten innerhalb und außerhalb der Kirchen und der Theologie, sie müsste in allen Gruppen der Gesellschaft noch viel intensiver und leidenschaftlicher diskutiert werden als bisher. Dabei dürfen wir uns von niemandem instrumentalisieren lassen, sondern wir müssen „nüchtern und wachsam“ sein (1 Petrus 5,8), „klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“ (Mt 10,16), im Vertrauen auf den

⁶ Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht, 35. Sitzung (21.11.1983), Plenarprotokoll 10/35, S. 2533.

Beistand unseres Herrn, der „über den Bösen und Guten seine Sonne aufgehen und auf Gerechte und Ungerechte regnen lässt“.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus! Amen.

„Barmherzigkeit und die Härte des Rechts“ (Mt 18,21-35) – Prof. Dr. Jan Dietrich und Prof. Dr. Cornelia Richter

Als Kain Abel erschlug, musste er fort vom Angesicht des Herrn und siedelte im Lande Nod, östlich von Eden. (Gen 4,16) Damit Kain nicht selbst erschlagen würde, machte Gott ihm ein Zeichen auf die Stirn und warnte: "Jeder, der Kain erschlägt - siebenfach soll er gerächt werden!" (4,14b)

Gott straft Kain - er muss fort von seinem Antlitz -, und gleichzeitig schützt er ihn, damit er nicht wie sein Bruder selbst erschlagen wird. Aber: Warum sollte für den, der Kain erschlägt, keine "normale" Strafe folgen, warum sollte Kains Mörder eine siebenfache Rache treffen? Kain jedenfalls, der Mörder seines Bruders, hat zahlreiche Nachkommen. Durch sie kommt nicht nur der Mord in die Welt, sondern auch die Kultur. Mord und Kultur sind beides Universalien, so scheinen sich auch die Anthropologen einig. Denn Mord und Kultur finden sich in allen Gesellschaften. Kain ist Ackerbauer. Sein Sohn Henoah wird der erste Städtebauer. Kains Urururenkel sind Jubal und Tubal- Kain, die ersten Musiker und die ersten Schmiedekünstler. Doch halt, so schön ist es nicht mit der Kultur. Denn der Vater von Jubal und Tubal-Kain heißt Lamech. Lamech hat zwei Frauen, und er ist ein Prahler, der vor seinen beiden Frauen tönt: "Hört meine Stimme, Frauen Lamechs, vernehmt meine Rede! Ja, einen Mann erschlug ich für meine Wunde und einen Knaben für meine Strieme. Wenn Kain siebenfach gerächt wird, dann Lamech siebenundsiebzigfach." (Gen 4,23-24) Siebenfache Rache und siebenundziebzigfache Rache. Kain und Lamech interessieren dann aber scheinbar niemanden mehr, denn Adam und Eva machen nach Kain und Abel einen Neuanfang und zeugen Seth, von dem wir alle abstammen, nicht die anderen da mit ihrer siebenfachen und siebenundziebzigfachen Rache. Da haben wir alle aber noch mal Glück gehabt.

Es ist schon merkwürdig, dass die siebenfache und die siebenundsiebzigfache Rache viel später im Neuen Testament wieder aufgenommen und nun umgedreht wird, also eine Art Kehre erfährt. Jetzt geht es nicht um Rache, sondern um Vergebung. Wie oft soll ich vergeben, fragt Petrus? Siebenmal? Nein, siebenundsiebzigmal, lautet die Antwort des matthäischen Jesus, und man hört die Aufnahme und die Kritik an Lamechs Rache wie einen Donnerschlag durch das Neue Testament. Oder wie eine Umkehrung der Werte, die dem modernen Werteumkehrer, der da Tiger und Panther um seinen Lehrstuhl in Basel versammelt, gar nicht gepasst hat. Oder vielleicht doch? Nietzsche hatte Jesus gelobt, aber Paulus als einen Schwächling gegeißelt, der von seinem eigenen Ressentiment aufgefressen wird.

Von Ressentiment kann im Gleichnis Jesu keine Rede sein.

Barmherzigkeit nicht aus Schwäche, sondern aus Großzügigkeit, darum geht es. Deshalb die Figur des Königs, der keinen Rechtsstreit und kein Ressentiment nötig hat. Der König hat einen Knecht, der ihm sehr viel schuldet, zehntausend Talente. Das ist eine sehr große Schuld. Kein König, und sei er noch so reich, hat jemals einem anderen König so viel Tribut geschuldet. Wie

denn dann ein bloßer Knecht? In unserem Wochenpsalm 143,2 heißt es denn auch: "Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht! Denn vor Dir ist kein Lebewesen gerecht." Zehntausend Talente sind unbezahlbar. Der Tempel von Delphi soll um 500 v.Chr. ganze 300 Talente gekostet haben, und weil 300 Talente so viel sind, soll ein Viertel durch die Bevölkerung von Delphi und der Rest durch Spenden aus der ganzen Welt bezahlt worden sein. Unser Knecht schuldet aber gleich mal zehntausend Talente. Da ist es ganz normal und dem geltenden Recht gemäß, wenn der König anordnet, diesen Knecht samt seiner Familie in die Schuldknechtschaft zu verkaufen. Was macht der Knecht? Er fällt nieder und bittet merkwürdigerweise nicht um Gnade, sondern um Aufschub: "Herr, habe Geduld mit mir, und ich will dir alles bezahlen." Das ist realistischermäßig unmöglich. Kein Knecht kann zehntausend Talente Silber aus dem Nichts erwerben, selbst dann nicht, wenn dieser Knecht Warren Buffet hieße. Der Knecht bekommt deshalb auch keinen Aufschub. Die Reaktion des Königs ist keine rechtmäßige mehr, jedenfalls keine mehr, die das gegebene Recht anwendet. Der König wird innerlich bewegt und erlässt die Schuld, er übt Gnade und Rechtsverzicht. Das kann er, weil Gott, metaphorisch gesprochen, ein König ist. "Bei dir ist die Gnade, damit Du verehrt werden mögest.", heißt es in unserem Wochenspruch Ps 130,4. Gottes königliche Souveränität macht es möglich, dass Gnade und Vergebung, der Verlust von zehntausend Talenten Silber, seinen königlichen Status nicht gefährden. Leibniz schrieb einst über gnädige Billigkeit unter Menschen: „Billig ist es, das Glück des Anderen zu fördern, soweit dadurch nicht das eigene beeinträchtigt wird, und das Elend des Anderen zu verhindern, soweit dabei eigenes Elend vermieden wird. Das bedeutet: dem, was für einen Anderen nützlich ist, den Vorrang zu geben vor dem, was für einen selbst überflüssig ist, sowie das, was für einen Anderen notabwendend ist, für vorrangiger zu achten als das, was für einen selbst bloß nützlich ist“. Das ist die souveräne Barmherzigkeit, die auch noch eine übergroße Schuld erlässt, ohne dass dabei der Barmherzige selbst zugrunde geht. Übertragen von der sozialökonomischen Ebene auf die Ebene der inneren Haltung, des Glaubens und der Tugend bedeutet das: Barmherzigkeit aus Großzügigkeit. In unserem Gleichnis wird eine solche Barmherzigkeit aus Souveränität und Großzügigkeit, also eine Barmherzigkeit, die einen selbst noch nicht einmal schlecht wegkommen lässt (das ist gegen Nietzsche formuliert), von Petrus und von jedem gläubigen Menschen erwartet, der in der Nachfolge des Königs, also in der Nachfolge Gottes lebt. Das wäre auch eigentlich ganz leicht, weil es noch nicht einmal die eigene Selbstaufgabe verlangt, eine Barmherzigkeit ohne großen Selbstverlust. In der Nachfolge sind wir ja alle Könige, lebendige Abbilder Gottes auf Erden, denen die Herrschaft über die Welt in die Verantwortung gegeben wurde. Es geht hier also gar nicht um die Barmherzigkeit einer Selbstaufgabe bis in die eigene Knechtschaft oder bis in den eigenen Tod. Königliche Barmherzigkeit aus Souveränität. Das wäre doch etwas, auch und gerade für den Naumburger.

Aber die Realität sieht doch häufig anders aus. Was der Knecht des Königs erlebt, ist kein Aufschub, keine Billigkeit, keine rücksichtsvolle und mildere Anwendung des Rechts, die besondere Umstände bedenkt. Der Knecht schuldet unendlich viel. Über besondere Umstände

erfahren wir nichts. Der König ist also kein milder König, der Milde angesichts besonderer Umstände walten lässt. Wenn wir die Metaphorik des Rechts weitertreiben, dann übt der König Rechtsverzicht, *pure and simple*. Der König erlässt das Darlehen und verzichtet vollständig auf seinen Rechtsanspruch der Rückzahlung. Gnade aus Rechtsverzicht. Denn wenn Billigkeit besteht, dann kann man sagen, dass keine Rechtsverbindlichkeit wegen dieser oder jener besonderen Umstände besteht.

Wenn aber Gnade wirkt, werden bestehende Schulforderungen aufgehoben. Also nicht: Du schuldest mir was, aber weil Du es gerade schwer hast, weil Dein Bus zu spät gekommen ist und Du gerade eine Vier in Mathe geschrieben hast, erlasse ich Dir die Hälfte. Sondern: Ich sehe, dass Du um Aufschub bittest, um Zeit zu gewinnen, Deine Schulden zurückzuzahlen, was Du aber gar nicht kannst, denn niemand kann so viel zurückzahlen, denn zehntausend Talente sind die Größe Deiner Schuld. Weißt Du was? Ich erlasse sie Dir und verzichte ganz darauf.

Das Erlassen von Schuld kann stark machen, wie eine Befreiung und Rettung erfahren werden. Neu kann man anfangen und souverän der Welt gegenüberreten. Als die Israeliten aus Ägypten befreit werden, nehmen sie diese Befreiungserfahrung mit. Von nun an soll jeder Israelit genau diese Befreiungserfahrung in seinem Herzen tragen und weitergeben. Warum sollst Du den Schuldklaven im siebten Jahr freilassen? „Weil Du daran denken sollst, daß Du (Du und ich, wir alle) Sklave warst im Land Ägypten und der Herr, dein Gott, dich erlöst hat; darum befehle ich dir heute diese Sache.“ (Dtn 15,15) Wenn der König seinem Knecht zehntausend Talente erlässt und Rechtsverzicht übt, braucht der Knecht kein Geld mehr einheimen, um Schulden zurückzuzahlen, die gar nicht mehr da sind. "Jener Knecht aber ging hinaus und fand einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare schuldig war. Und er ergriff und würgte ihn und sprach: Bezahle, wenn du etwas schuldig bist! Sein Mitknecht nun fiel nieder und bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, und ich will dir bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis er die Schuld bezahlt habe." (Mt 18,28-30)

Der von seiner Schuld befreite Knecht nimmt die Befreiungserfahrung weder in seinem Herzen auf und macht sie zu einem authentischen Charakterzug seiner Persönlichkeit noch gibt er sie durch Taten weiter und lässt andere an ihr partizipieren. Er weiß, wie es ist, befreit worden zu sein, aber er beharrt rechthaberisch auf seinem eigenen kleinen Rechtsanspruch und knechtet seinen Nächsten wegen einhundert Denaren, einer vergleichsweise nichtigen Summe.

Die Reaktion des Königs ist denn auch nicht länger eine der Gnade, sondern eine der umgekehrten Billigkeit. Die Billigkeit erfasst die besonderen Umstände und hat aufgrund der Rücksichtnahme auf diese Umstände oftmals mildernde Wirkung. Billigkeit ist dann ein Korrektiv gegen die Härte des Rechts. Sie kann aber auch ein härteres Vorgehen befürworten, als es die allgemeine Rechtsregel eigentlich vorsieht, und zwar dann und nur dann, wenn es aufgrund besonderer Umstände verantwortungslos und gegen die Intention und den Sinn wahrer Gerechtigkeit wäre, auf eine besondere Schwere der Schuld keine Rücksicht zu

nehmen. Die besondere Schwere der Schuld des Knechtes besteht nun nicht in seiner monetären Schuld, die ihm längst erlassen wurde, sondern in dem Mangel an verantwortlicher Übernahme dankbar erfahrener Befreiung und in dem kleinkrämerischen Beharren auf eigenen, auch noch so nichtigen Rechtsansprüchen gegenüber seinem Mitmenschen. Der Dekan erlässt mir meinen Berg an Büchergeldschulden. Der ist nämlich so richtig groß. Das ist ja nett, ändert aber nichts an meinem falschen Verhalten, von jedem Kollegen, den ich treffe, mit aller Härte jede Aufsatzkopie zurückzufordern. Kein Wunder, wenn der Dekan mir am Ende dann gar keinen Bücheretat mehr zubilligt. "So wird auch mein himmlischer Vater euch tun, wenn nicht ein jeder seinem Bruder mit euren Herzen vergebte." (Mt 18,35) Mit den Herzen zu vergeben weist auf eine Grundhaltung, die mehr ist als die äußere Handlung. Mit unserem Herzen zu vergeben heißt, Vergebungsbereitschaft zu einem authentischen Charakterzug, zu einem Habitus des eigenen Selbst zu machen.

Wer einem anderen etwas antut, obliegt normalerweise der Strafe, wie auch immer diese ausgestaltet sein mag. Aber nur, wenn eine besonders schwere Schuld vorliegt, kann die Strafe siebenmal und gar siebenundsiebzigmal so stark ausfallen, wie es die allgemeine Rechtsregel eigentlich vorsieht. Wenn ausufernde Rache Tradition hat und in manchen Kulturen als legitim gilt, als Fehde unter Clans, oder wenn der Gesetzgeber unnachgiebige Rechtsregeln und harte Strafen setzt, dann mag die harte Strafe ihr zweifelhaftes Gut in der Abschreckung haben. Wer aber die befreiende Erfahrung von Gnade und Rechtsverzicht erfährt, von dem kann man erwarten, dass er diese Erfahrung aufnimmt und zu einem kohärenten Teil seines Charakters und Habitus werden lässt, anstatt engstirnig auf jedem noch so kleinen Rechtsanspruch zu beharren. Denn das wäre nicht Recht, sondern Unrecht, auch wenn es dem Wortlaut des Rechts gemäß ist. Die Israeliten haben es schwerer als der matthäische Knecht, weil alle nachfolgenden Generationen die Befreiungserfahrung des Exodus als gemeinsame Haltung generationenübergreifend lernen und einüben sollen. Der matthäische Knecht dagegen hat es leicht. Ihm sind zehntausend Talente erlassen, da schadet der Verlust von hundert Denaren nichts. Er braucht nur seine eigene gute Erfahrung dankbar weitergeben, und weil er das nicht tut, wiegt seine Schuld so schwer, dass der König nicht mehr gnädig, sondern mit ganzer Härte antwortet. Schlecht für den Knecht, gut für die Pointe in unserem Gleichnis. Denn es erzählt davon, wie leicht es eigentlich sein müsste, erfahrene Rettung dankbar an den Nächsten weiterzugeben, und wie leichtfertig es passiert, in unnachgiebiger Rechthaberei zu verharren. Gute Erfahrungen zu einem Teil seines Selbst zu machen und gute Erfahrungen weiterzugeben, auch gegen die eigenen Ansprüche, das ist die Devise und die Münze, nach der in Moral, Recht und Religion bezahlt werden soll. Wie oft soll ich meinem Bruder vergeben, der gegen mich sündigt? Siebenmal? Nein, nicht bis siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal. Denn so hat der Mensch es erfahren, als Gott ihm seine Schuld vergeben hat. Deshalb ist die Dankbarkeit eine Haltung, die hinter und vor uns liegt und die wir gegenüber Gott und den Mitmenschen einüben, wenn möglich immer und so auch in diesem Semester. Jesu Gleichnis interpretiert deshalb unseren Wochentext Micha 6,8: "Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert: nichts außer Gerechtes zu tun und Gnade zu lieben und

demütig zu gehen mit deinem Gott." Aus dieser Grundhaltung zu leben ist und bleibt unsere glückliche Aufgabe. Dank sei Gott, der Gnade gewährt, Rettung schenkt und Dankbarkeit ermöglicht. Dem Auftrag zur dankbaren Begegnung mit unserem Gott und zur nachsichtigen und wertschätzenden Begegnung mit unseren Nächsten wollen wir nachkommen, auch in diesem neuen Semester. Die Gnade Gottes, die größer ist als zehntausend Talente, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus.

Shalom und Amen.

„Beten und Bekennen“ (Abendmeditation im Stil von Taize) – Dr. Katharina Opalka

„Selig sind...“; „Blessed are...“ „Heureux...“,
so heißt es im Lesungstext für den heutigen Reformationstag.

Ich möchte das als ein Versprechen lesen:

Selig sein, glücklich sein, gesegnet sein –
es kann gelingen, es kann so werden.

Und ich höre es im Indikativ:

Es ist so.

Ich muss gar nichts weiter dafür tun:

Selig sind schon, so ist es.

So kann ich es sehr entlastend hören:

Selig bin ich, hungrig und durstig nach Gerechtigkeit,
auch wenn es sich gerade nicht so anfühlt.

Es ist so,

da muss nichts geschehen:

Ich kann diese Worte hören,

ich kann darin aufgehen,

wie ich mich in die Stille fallen lassen kann,

in diese wenigen Minuten,

in denen nichts geschehen muss,

und alles geschehen kann.

Vielleicht sogar, für einen Moment,

Glück und Seligkeit und Segen.

Und gleichzeitig weiß ich:

Die Stille, Seligkeit und Segen,

es bleibt nicht,

es ist – meistens, wenn überhaupt – ein Moment.

Das Leben wird laut,

und mein Hunger und Durst treiben mich dahin,
zu fragen:
Kann es gelingen?
Wie kann es gelingen,
selig zu sein, gesegnet, glücklich –
ich und die anderen auch.

Wie kann es gelingen?
Der Predigttext stellt sich dieser Frage,
in einem – inszenierten – Gespräch.
Es ist kein absichtsloses Gespräch,
so wie man es mit sich in der Stille führen kann.

Paulus inszeniert es,
aus seiner Lebenswirklichkeit heraus,
als ein Gespräch über den Glauben,
für die Christ:innen in Rom.
Er argumentiert, am Rande des noch Sagbaren,
getrieben von der Suche nach Glückseligkeit,
dem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit.

„Aber jetzt ist Gottes Gerechtigkeit offenbar geworden,
und zwar unabhängig vom Gesetz.
Das bezeugen das Gesetz und die Propheten.
Es ist der Glaube an Jesus Christus,
der uns die Gerechtigkeit Gottes zugänglich macht.
Der Weg zu ihr steht allen Glaubenden offen.
Denn in dieser Hinsicht gibt es keinen Unterschied:
Alle sind schuldig geworden
und haben keinen Anteil mehr
an der Herrlichkeit Gottes.
Sie verdanken es also allein seiner Gnade,
dass sie von Gott als gerecht angenommen werden.

Er schenkt es ihnen aufgrund der Erlösung,
die durch Christus Jesus geschehen ist.
Durch dessen Blut hat Gott ihn
als Zeichen der endgültigen Versöhnung eingesetzt.
Und durch den Glauben erhalten wir Anteil daran.
So hat Gott seine Gerechtigkeit unter Beweis gestellt.
Lange hat er die Verfehlungen ungestraft gelassen,
die früher begangen wurden.
Gott hat sie in Geduld ertragen.
Doch jetzt, zu diesem besonderen Zeitpunkt,
will er beweisen, dass er wirklich gerecht ist.
Ja, er ist gerecht.
Und er nimmt diejenigen als gerecht an,
die aus dem Glauben an Jesus leben.
Gibt es irgendeinen Grund, auf etwas stolz zu sein?
Nein, das ist ausgeschlossen!
Welches Gesetz schließt das aus?
Etwa das Gesetz der Werke?
Nein, sondern das Gesetz des Glaubens!
Denn wir sind der Überzeugung,
dass der Mensch allein aufgrund des Glaubens
gerecht ist –
unabhängig davon, ob er das Gesetz befolgt.“

Wie kann es gelingen?
Dass der Hunger und der Durst nach Gerechtigkeit gestillt werden,
dass Glückseligkeit erfahren wird.
Paulus inszeniert das Gespräch darüber.
Es ist ein Gespräch aus seiner Zeit, für seine Zeit.

Und, im letzten, kann ich mir nicht vorstellen,
wie diejenige es gehört haben,
an Paulus den Brief gerichtet hat.

Was und wieviel sie verstanden haben,
von den Bildern aus den jüdischen Erzählungen,
in ihren Leben in Rom,
zu ihrem besonderen Zeitpunkt.

Ich kann mir noch nicht einmal vorstellen,
wie ihn die Reformator:innen verstanden haben,
den Text, den Luther immer wieder hervorgehoben hat.

Vielleicht noch nicht einmal,
wie ihn diejenigen verstanden haben,
die diesen Text als reformatorischen Grundtext
dem heutigen Tag eingeschrieben haben,
um diesen besonderen Zeitpunkt zu feiern.

Ich kann diesen Text nur hören,
vor der Grundmelodie des „glücklich sind“,
als sehr, sehr ernste Frage,
zu diesem Zeitpunkt.

Zu diesem Zeitpunkt,
dem ersten Reformationstag
nach den Ergebnissen der ForuM-Studie,
die gezeigt hat,
dass die Kirche der Reformation
auch eine Kirche voller Täter ist,
und voller Menschen, die geschwiegen haben,
die nicht wahrhaben wollten.

Wie zynisch klingt es aus dieser Perspektive:
Gott hatte Geduld mit den Verfehlungen.
Gott hat gewartet,
um sich für Gerechtigkeit einzusetzen.
Lange Jahre, und immer noch mehr.
Bis alles verjährt ist.

Und währenddessen der Weg zum Glauben
so vielen verschlossen wurde,
für einen Zeitraum, für immer.
Die in so vielen Fällen keinen Weg gefunden haben,
unglücklich, ausgeschlossen.

Wie kann man diesen Text lesen,
ihm im Zusammenspiel der Texte hören:
Glücklich die Gerechtfertigten,
allein aus Gnade.
Wenn diejenigen, die geschwiegen haben,
die getan haben,
die vertuscht haben,
die geschehen ließen,
sich sagen konnten: Allein aus Gnade.

Es ist zu einfach zu sagen:
So ist es hier nicht gemeint.
Natürlich nicht.
Nur: Wie ist es dann gemeint?
An diesem Zeitpunkt.
Allein aus Gnade.
Allein aus Glaube.
Das reicht.

Vielleicht, indem es ein Glaube ist,
der sich entlasten lässt.
Und der gleichzeitig den Hunger und den Durst wachhält,
nach Gerechtigkeit,
danach, dass es gelingen kann.
Nach einer Stille,
die kein Verschweigen ist.

Nach einer Gnade,
die nicht sofort von allem entlastet.

Und vielleicht kann beides gelten:

Selig sind, die sich allein aus Gnade, im Glauben entlasten lassen.

Selig sind, die sich nicht entlasten,

sich von ihrem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit leiten lassen.

„Submit...“ (Röm 13,1-7) – Rev. David B. Smith und Prof. Dr. Cornelia Richter

Before today, how many of you had heard of *Moo Deng*,⁷ the adorable Mini-Hippo who graced the cover of your worship bulletin this morning? *Wenn Sie von Moo Deng gehört haben, heben Sie bitte die Hand...*

For those of you who do not already know, Moo Deng is a baby hippo who lives at Khau Khew Open Zoo in Si Racha, Thailand. Since her birth on July 10th, 2024, she has taken the internet by storm. Her name, which is also the name of a Thai pork dish, means “bouncy pork.”

As a huge Moo Deng fan, in recent weeks, I have had to field many questions as to why people are so interested in this mini, squishy, bouncy creature. Moo Deng is a superstar, not just because she is cute, but because she brings major sassy vibes to all of her interactions.

You may know that Hippos, including the species known by the official name of “pigmy hippo,” are highly aggressive and territorial creatures. In fact, hippos are the most dangerous animals from Africa.⁸ So, the caretakers in the zoo have to work with hippos from a very young age to make sure they learn how to set boundaries for themselves within captivity.

For Moo Deng, this means that she will often get splashed with water or unexpectedly receive a pat on the bottom or a pinch of her many folds. Moo Deng is so famous because, unlike other hippos her age, SHE ISN'T HAVING ANY OF IT! As you can see in the picture on the cover of your bulletins, the now less-than-toothless little being frequently nips back at the caretaker's legs, rages against the water hose, and squirms out of restraints. Channeling her inner Martin Luther, she uses her spongy little body to declare, “*Heir ich wackle, ich kann nicht anders!– Here I wiggle, I can do no other!*” In a torrent of motion, she refuses to SUBMIT... at least until the yummy carrots come out!

Though she *is* amazing, at only three months of age, I suppose that even Moo Deng has not yet read today's New Testament passage. And, if she did, I do not think she would like it *at all!*

Romans 13:1-7 is a series of verses about submission to political and religious authority that, for many around the world– *And, this week, perhaps, citizens of the United States of America most of all*– may evoke complex emotions. This short passage is part of a much longer discourse on the ongoing relevance of God's covenantal promises and justification through the faith of Christ.

If it were our habit to approach scripture as a sort of instruction manual or moral guidebook, then perhaps we could interpret and apply the following verses rather straightforwardly. We might say that this passage offers simple, blunt imperatives that can be easily applied to modern situations:

- Obey rightly instituted laws (verse one).
- If, in a democracy, the reigning authority (that is, the rule of law) makes it

⁷ To find out more about Moo Deng, you can visit the website of Khau Khew Open Zoo in Si Racha, Thailand: <https://khaokheow.zoothailand.org/en/index.php>.

⁸ Leoma Williams, “10 Deadliest Animals: Discover the World's Most Lethal Creatures,” *discoverwildlife.com*.

clear that one candidate has won, then do not resist the results of free and fair elections (verse two).

- If you are under multiple criminal indictments, then, accepting Paul's logic, which left little room for the presumption of innocence until proven guilty, the chances are that you did something to deserve the wrath of the government (verses three and four).
- Act in accordance with the law as a matter of conscience; Do not break it and then pressure people to sign NDAs (Non-Disclosure Agreements) to cover it up (verse five).

For Paul, one of the great theologians of the Judeo-Christian tradition— student of the teacher Gamaliel— the Jewish Wisdom tradition, of which early Christians were heirs, was clear: Governing authorities (especially those connected to the history of his people) had been instituted by God.⁹ Yet, for us, and no doubt, for more than a few of his earlier readers, Paul's seemingly absolute call to SUBMIT – not to God directly but to the governing authorities (be they Roman or Judean, religious or secular... *more about that in a moment*)— as instituted by divine dictate rather than a vote of the people, is more than a little abrupt and startling.

While Christians who have aligned with reigning political and economic powers throughout the centuries have found justification for their support of the *status quo* in these words, others have long struggled to make sense of them. Modern readers who are familiar with the way that state and religious power have so often been used to oppress and destroy may be stunned by the overly moralistic and seemingly out-of-touch notion that, to quote verse three,

“Rulers are not a terror to good conduct, but to bad. Do you wish to have no fear of the authority? [Paul asks] Then, do what is good, and you will receive its approval; for it is God's servant for your good.”

Of our brother Paul, we, like many before us, might ask, *what of the unjust law and its unjust servant?*

We may recall with some sense of incongruity that the Christian communities to whom Paul first wrote were not the powerful world-shapers and frequent oppressors of later centuries but an embattled religious minority suffering under the weight of a government system of persecution and a subservient regime of religious leaders. Yes, those of us who are used to reciting the *Apostolisches Glaubensbekenntnis* (the Apostles' Creed) may recall that it was Pontius Pilate, the fifth governor of the Roman province of Judaea, who *legally* had Jesus crucified. Indeed, of a cross *like this one*,¹⁰ the late theologian James Cone writes that, in the Roman world of Late Antiquity, the cross on which Jesus and countless others died was a legal instrument of capital punishment: “a state-sponsored symbol of terror; a mode of execution.”¹¹

When the biblical scholar Phyllis Trible first published her book *Texts of Terror: Literary-Feminist Readings of Biblical Narratives*¹² over forty years ago, she attempted to make sense

⁹ See, for example, Prov. 8:15, Wis. 6:1-3, Sir. 10:4-5.

¹⁰ Points toward communion table cross.

¹¹ James H. Cone, *The Cross and the Lynching Tree* (Orbis: Maryknoll, 2013).

¹² Phyllis Trible, *Texts of Terror: Literary-Feminist Readings of Biblical Narratives* (SCM Classics; 2009).

of the numerous times that Hagar, Tamar, Jephthah's daughter, and countless other unnamed women in the Bible whisper, scream and shout stories of unspeakable violence and pain. Today's passage did not make it onto Trible's very focused list of terrorizing texts, but in light of the way it can be and has been used— that is, its reception history— perhaps we should consider adding it to the list. Maybe Paul's call to submission is, indeed, *a text of terror*.

While Christians have used Romans 13:1-7 as a resource to construct societies built on law and order, we have also used it to terrorize others. We have even been terrorized by it ourselves.

In my tradition, from which today's order of worship has been borrowed, the political theology of our leading Reformation-era thinkers grappled with today's scripture passage. In the process, they developed the so-called "two kingdoms doctrine" along a distinct trajectory from the Lutheran tradition in Germany.

Some of you will be familiar with Luther's notion of the *sword*, the *state*, and the *two kingdoms*, which he constructed largely based on a reading of biblical passages, including, *you guessed it*, the one we read together this morning.¹³ To put it *overly* simplistically, this notion posits that God rules over the whole world, which is constituted by two kingdoms: the spiritual and the temporal. In this view, which Luther eventually modified, the civil authority maintains a legal monopoly on violence; it bears the sword. The spiritual kingdom— the community of believers— in contrast, has no need for the sword. It does not need to use violence as a means of coercion.

In the English Reformation, both the notion of the two kingdoms in general and Romans 13:1-7 were ubiquitous in political and theological discourse. People talked about it all the time! Indeed, to quote one historian,

"Romans 13 is indispensable to understanding sixteenth-century debates touching politics and religion because it suffused the very immediate concerns of Christians, such as the nature of spiritual and worldly power, duty, obedience, resistance, loyalty, and conscience."¹⁴

In the centuries that followed the Reformation, most (but certainly not all) Presbyterian Christians took for granted the overall framework outlined in the *Two Kingdoms doctrine* and the submission Paul advocates in Romans 13. But they stringently rejected any role of the state in the administration of the church. This conviction held, even when the involvement of secular authorities appeared to be to the benefit of their sect. For example, unlike their counterparts in modern Germany, they vehemently rejected attempts by the state to collect tithes for particular religious groups, including their own.

Their fixation on the independence of religious life from state benevolence (which, they believed, could quickly evolve into state control) was kicked into overdrive in Britain's North American colonies. By the early eighteenth century, it had become an all-consuming passion of the forebears of my tradition. The debates sparked by these ideas culminated in

¹³ Martin Luther, *Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei* (1523). Via PDF here: <https://jochenteuffel.com/wp-content/uploads/2022/08/luther-von-weltlicher-obrigkeit-insel-2.pdf>.

¹⁴ Steven Michael Foster, *The Reception of Romans 13:1-7 During the English Reformation* (Unpublished PhD Thesis: University of Leeds, 2017).

ecclesiastical policy statements on the scope of freedom of conscience that set off a firestorm in the colonies.¹⁵

This longer revolutionary tradition (or, at least, *proclivity*), which pre-dates famous events like the “Boston Tea Party,” is why, upon receiving word of the U.S. Declaration of Independence of 1776, the British Prime Minister, Horace Walpole, is said to have exclaimed, “Cousin America has eloped with a Presbyterian Parson!”¹¹ That ‘parson’ (another word for a pastor) to which Walpole referred was none other than the Reverend John Witherspoon, signer of the *U.S. Declaration of Independence*, Sixth President of the College of New Jersey (now Princeton), and the first Moderator of the General Assembly of the post-revolution Presbyterian Church.¹⁶

More to the point for us this morning, James McLeod Willson, an oft-forgotten revolutionary pamphleteer, abolitionist, and Presbyterian Covenanter, wrote numerous treatises on the limits of government. One of his most widely circulated works bears the title: “*The Establishment and Limits of Civil Government: An Exposition of Romans 13:1-7*.”¹⁷ He wrote this pamphlet in a rage over the way loyalist clergy were deploying today’s troubling text in their arguments *against* the revolution.

For people like Willson and Witherspoon, when submission to the state (even one that claimed to be a Christian or non-sectarian) or religious authorities (whatever their pedigree) was placed in opposition to freedom of conscience, Christians had a duty to choose conscience. To obey conscience, even to the extent of opposing the King’s law, which they saw as unjust, was a matter of fidelity to the gospel.

American Presbyterian clergy knew (often by heart) that John Calvin had argued that, in a monarchical system, all powers, not just the king, are ordained by God. Thus, these American clergy, like their forebear, Calvin, believed that so-called “lesser magistrates” have a duty to oppose kings “when they tyrannise and insult over the humbler of the people.”¹⁸ Indeed, it is this notion that, when filtered through the American experience, provided a key brick in the conceptual foundation of the more widely known Jeffersonian motto, which was likely coined by Benjamin Franklin: “Resistance to tyrants is obedience to God.”

So, from the time they arrived in North America, and certainly by the time of the revolution, many Presbyterians upheld a robust view of what became known as ‘religious freedom,’ not

¹⁵ Perhaps especially among Congregationalists in Boston (often aligned with Presbyterians) and Presbyterians, which were dominant in the Mid-Atlantic region by the late eighteenth and early nineteenth centuries. I have traced the development of these policy statements and their relevance to contemporary intra- and extra-ecclesial debates in David Brandon Smith, “Calling the Question: The Role of Ministries of Presence and Polity Principles in the Struggle for LGBTQIA+ Inclusion, Ordination, and Marriage in the Presbyterian Church (U.S.A.) and Its Predecessor Denominations” in *Religions*, vol. 13 (2022): https://www.mdpi.com/2077-1444/13/11/1119?type=check_update&version=3.

¹⁶ See James H. Smylie, *A Brief History of the Presbyterians* (Westminster John Knox: Louisville, 1996).

¹⁷ Later, King George described the U.S. Revolution as a “Presbyterian rebellion.” One German soldier fighting with American forces declared, “Call this war by whatever name you may... it is nothing more or less than a Scots-Irish Presbyterian rebellion.” See Randall H. Balmer and John Fitzmier, *The Presbyterians* (Bloomsbury; London, 1993).

¹⁸ Log College Press has made most of Willson’s works available for download online: <https://www.logcollegepress.com/james-mcleod-willson-18091866>. See also James P. Byrd, *Sacred Scripture, Sacred War: The Bible and the American Revolution* (Oxford: 2013).

only for themselves but for everyone else, too.¹⁹ However, that did not mean they had this whole ‘freedom for everybody’ idea worked out.

Amid debates over slavery and abolition, Christians (Presbyterians among them) on both sides of the dispute deployed, *you guessed it*, Romans 13:1-7.²⁰ Indeed, while many abolitionist exegetes railed against such an interpretation, as Lincoln Mullen notes, for enslavers, “the verse became part of a phalanx of verses cited to defend slavery.”²¹

Of course, none of this should be surprising to those of us who remember the church splits that occurred among the ranks of our Dutch-Reformed co-religionists over South African Apartheid in our lifetimes (*I was only two, but I have done my homework*). Romans 13:1-7 was referenced so frequently in defense of that racist system of legal mechanisms that, before its formal end, today’s passage was called “Apartheid’s Last Biblical Refuge.”²²

Sadly, we do not even need to look toward the distant past to see the damage this passage can do.

If you will pardon me for continuing to speak from an American perspective, let me recall that, in a discussion over the separation of detained migrant children from their families in 2019, one evangelical Christian commentator quoted Romans 13:1-7 and suggested that the president had been given authority from God to, frankly, *put kids in cages*.²³ Some will also recall that before he was unceremoniously fired by the former president, the Attorney General, Jeff Sessions, justified a harsh “law and order” approach toward his work. In the face of criticism, he declared that, in Romans 13, Paul teaches “unconditional obedience to civil rulers.” The text was also used by advocates on all sides of the political spectrum in the wake of the attack on the U.S. Capitol on January 6th, 2021... something that still feels raw to many of us, especially this week.²⁴

What so many quotes of this passage throughout history seem to have forgotten— indeed, what Paul seems to have forgotten, too, is that submitting to unjust laws, be they religious or secular, and however impossible resistance may seem, can be acts of grave injustice with legacies that endure for centuries. Issuing a call to submission to authority can, in many contexts, also be an unjust act. The idea that God institutes the powers that be and that just doing what you are told is enough to keep you on the right side of history sounds good in theory, but it can go terribly wrong in practice. Given the history of our beloved University of Bonn, the violent legacies of some who graduated from this place in the last century, and the

¹⁹ John Calvin, *Institutes*, bk. 4, ch. 20, sec. 31–32.

²⁰ Obviously, the story here is a great deal more complex than I have outlined here, and views on religious freedom varied across many factors. However, by the late eighteenth century, it was the views outlined here that had won the day and were included in the constitutions of America’s earliest post-revolution denominational bodies.

²¹ Lincoln A. Mullen, “America’s Public Bible” (interactive online archive): <https://americaspublicbible.org>

²² Winsome Munro, “Romans 13:1-7 Apartheid’s Last Biblical Refuge” in *Biblical Theology Bulletin: Journal of Bible and Culture*, vol. 20, is. 4 (November 1990), 95-105.

²³ For a thought-provoking popular article on the use of Romans 13 in U.S. Politics, see Tara Isabella Burton, “The Racist History of the Bible Verse the White House uses to Justify Separating Families” in *Vox*, June 15th, 2018. <https://www.vox.com/2018/6/15/17467818/bible-verse-white-house-immigration-racism-romans-13>.

²⁴ See Daniel Burke, “What does the Bible verse Jeff Sessions Quoted Really Mean?” in *CNN Religion*. <https://edition.cnn.com/2018/06/15/us/sessions-bible-quote-apostle-paul/index.html>

resistance of others— recalling the ‘stumbling blocks’ we must have passed to get into this ornate space, this point should not come as a surprise to any of us.

Anyone who has turned on the news in recent years knows the dangers of forsaking the rule of law, especially those that have been established over centuries to protect the vulnerable. But we must also acknowledge that simply defending an authority because we happen to have been born under it or, worse because its enforcement happens not to impact us directly is to start down a dangerous path.

So, is Paul’s call to submission in today’s passage *a text of terror*— at least in application, if not by intent? And, if it is, can we channel our ‘Moo Deng energy’ and *wiggle* out from under the weight that our traditions have given it?

So far, we have looked at Paul’s words from many angles, but we have yet to get to the heart of how the relevance of this passage might change depending on who is reading it and in what context. The *who*, *when*, and *where* that surround modern-day readings of this ancient excerpt matter as much as *what* it is saying. Recalling who Paul was and what he was all about might help us understand this passage anew.

Paul was an embattled pastor who, in spite of his elite pedigree, sacrificed everything and gave up his standing in Romano-Judean society to become a part-time traveling preacher. He was a man who, if later tradition is to be believed, was beheaded in Rome, thus meeting his own death at the hands of governing authorities.

Maybe Paul, as a stern but loving spiritual shepherd, was offering a version of that terrifying litany that so many children, most of all those whose race and class make them especially susceptible to brutality, receive from their parents regarding the appropriate response to officers at traffic stops, not only in the U.S. but here in Germany, too.

“Don’t talk back.” “Keep your hands on the wheel.” “No sudden movements.” “SUBMIT.” Maybe Paul and his early readers had an idea of how subversive their message could be: if early

Christians were so comfortable with the role of the earthly powers in their communities, why would such a bold license of authority have been necessary? We might conclude that Paul was admonishing his kindred spirits to counter rumors about the subversive nature of the Jesus movement amid the complex and (*as the destruction of the temple not much later would confirm*) the volatile political situation of the time.

He may have encouraged them not to rock the boat. Maybe he wanted them to actively participate in the life of their communities, paying the ‘taxes’ that came along with membership in, for example, local synagogues. Based on the literary context and Greek terms used, these interpretations are certainly plausible.²⁵

Whatever Paul had in mind, and even as we acknowledge how today’s passage can be deployed as a text of terror, one thing is certain: while the Apostle called for submission to

²⁵ The *μαρχαίραν* is a technical term for a small sword that symbolizes authority in a synagogue, so this was probably not referring to Roman state power... though the reference to *οπλα* (armor) in 13:12 may complexify this reading.

the governing authorities, be they civil, religious, or combined, HE DID NOT STOP proclaiming the reign of Christ. He called Christians to SUBMIT, but he did not tell us to STOP.

In verse ten of the same chapter from which we read today, Paul declares: *“Love does no wrong to a neighbor; therefore, love is the fulfillment of the law.”* Though the Roman state often prided itself on leaving intact the basic communal structures of the places it conquered, this did not negate the fact these communities were often pressured to remold their legal frameworks from above. Thus, in a world where agents of empire were set apart by the armor they wore, building honor upon conquest, and pressing community leadership to the point of fracture, we find Paul’s words a few lines later. In verses 12 to 14, he asserts,

“... Let us then lay aside the works of darkness and put on the armor of light; Let us live honorably as in the day, not in reveling and drunkenness, not in debauchery and licentiousness, not in quarreling and jealousy. Instead, put on the Lord Jesus Christ...”

Here, as in the seven verses we read today, Paul invites us into the social space he inhabited. He invites us into the morally ambiguous position of a leader tasked with the care of an embattled minority, pressed in by a society that had yet to make room for them. He invites us in but leaves us wanting.

Looking back on this week behind us, when we have marked Reformation Sunday– a day that commemorates a movement in which, *to say the least*, authority was challenged, and looking ahead to a

U.S. Election that will have consequences for the entire world, Paul’s seemingly straightforward pronouncement on authority leaves us with more questions than answers. The way people have read this text from Romans throughout history shows us how our traditions can be used both as tools of liberation and as weapons of oppression.

So, if you came to this morning’s service in search of some pithy quips about the state of our global politics or wimpy platitudes about justice and peace devoid of any real call to action, I am sorry that both Paul and I must disappoint. The truth is, I do not have a clear answer to the post-November 5th question: *“What do we do if...?”*

Even so, scripture does not leave us completely high and dry. Anyone who has matured or offered some form of leadership within a community that is at odds with the authorities and norms of their day understands the tough spot Paul was in. They know that their kindred spirits must face what should not be, but they find themselves (with no small amount of shame) hoping those under their care will stay safe, even if safety comes at the cost of submission.

And so, perhaps it is in this spirit that, struggling to offer a balm to his beleaguered people, the Apostle speaks to his siblings in faith, then and now. His words will not satisfy us, and they probably did not fully satisfy the Christians of Rome two thousand years ago, either. But Paul tries, maybe with a quiver in his writing hand, to offer a reminder that, in Jesus Christ, is much more than a pleasantry.

SUBMIT, he calls out to us from the past, but in a world where people are adorned by the armor of empire and the garb of tradition stripped of its power to effect change, wear

something else instead: *“put on Christ:”* put on the revelation of God’s radical love for the world.

SUBMIT, *but do not stop*. Do not stop unmasking abuses and idolatries, be they in Church or culture.

SUBMIT, *but do not stop*. Do not stop reaching toward the *light*: search the shadows and hidden spaces into which principalities and powers— instituted by God as they may be— have pushed those who long for a society built on the rule of just laws.

SUBMIT... BUT DO NOT STOP. Feel no shame, beloved, in yielding to the LAW OF POWER when its agents place their boots upon your neck but live by the LAW OF LOVE, which breaks into the moral ambiguities of life and holds fast to the promise that is signed and sealed in Christ: *when the power, authority, and justice that coalesce in him are finally realized at history’s end, God’s love will fulfill them all.*

In the name of the Father, and of the Son, and of the Holy Spirit, Amen.

„Von dem, was niemals wieder geschehen sollte“ (Ex 1,15-22) – Prof. Dr. Cornelia Richter und Pfr. Michael Pues

Pues: Liebe Gemeinde,

Unser Predigttext für heute ist ungewöhnlich hart, ist im Sachgehalt kaum erträglich. Und doch lässt sich aus ihm eine Hoffnung lernen, die im Kleinen anfängt, da, wo man es kaum erwartet... Wir nähern uns diesem Text im Wechsel von kurzen eigenen Gedanken, poetischen Texten und weiteren Liedversen aus dem begonnenen Lied. Zuerst der Text:

Die Israeliten sind sesshaft geworden in Ägypten. In dem fremden Land, in das Joseph einst verschleppt worden war. Jetzt nimmt die Zahl der Israeliten zu. Und schnell werden sie für die heimische Bevölkerung gefühlt zu einer Bedrohung. Ein neuer König kennt die Geschichte des einstmals am Hof beliebten Josef nicht mehr. Er will nur mit allen Mitteln verhindern, dass die Israeliten zu übermächtig werden. Angst macht sich breit. Und aus Angst wird Gewalt. Die Israeliten werden zu harter, körperlicher Arbeit ohne Bezahlung gezwungen.

Dies erst der Anfang der Gewaltspirale. Doch hören sie selbst:

15Und der König von Ägypten sprach zu den hebräischen Hebammen, von denen die eine Schifra hieß und die andere Pua: 16Wenn ihr den hebräischen Frauen bei der Geburt helft, dann seht auf das Geschlecht. Wenn es ein Sohn ist, so tötet ihn; ist's aber eine Tochter, so lasst sie leben. 17Aber die Hebammen fürchteten Gott und taten nicht, wie der König von Ägypten ihnen gesagt hatte, sondern ließen die Kinder leben. 18Da rief der König von Ägypten die Hebammen und sprach zu ihnen: Warum tut ihr das, dass ihr die Kinder leben lasst? 19Die Hebammen antworteten dem Pharao: Die hebräischen Frauen sind nicht wie die ägyptischen, denn sie sind kräftige Frauen. Ehe die Hebamme zu ihnen kommt, haben sie geboren. 20Darum tat Gott den Hebammen Gutes. Und das Volk mehrte sich und wurde sehr stark. 21Und weil die Hebammen Gott fürchteten, gab er auch ihnen Nachkommen. 22Da gebot der Pharao seinem ganzen Volk und sprach: Alle Söhne, die geboren werden, werft in den Nil, aber alle Töchter lasst leben.

So ist sie diese Welt. Es geht um den Machterhalt mit allen Mitteln. Rücksichtslose und menschenverachtende Brutalität ist an der Tagesordnung. Der Tod scheint übermächtig. Direkt nach dem Aufruf des Pharaos folgt allerdings eine wunderbare Geschichte der Bewahrung. Ein kleiner israelitischer Junge wird in einem Kästlein im Schilf von der Tochter des Pharaos gefunden. Er wächst am Hof des ägyptischen Herrschers auf. Es ist Mose, der das Volk schließlich aus Ägypten heraus führen wird.

Antwort Richter: Die biblischen Erzählungen sind so lebendig, dass man sich oft szenisch mitten in sie hineinversetzt fühlt. Manche von ihnen bleiben uns dennoch eigentümlich fern, gehören einer alten Zeit an und einer anderen Kultur. Einen König von Ägypten treffen wir selten, die Tötung von Neugeborenen wird bei uns nicht befohlen. Zumindest noch nicht, denn ich sage das im geschützten Raum einer Stadt in Deutschland, in einer langen Periode des Friedens. Wir wissen, an wie vielen Orten dieser Erde das anders ist. Und wie schnell der Frieden in Krieg umschlagen kann, wie nahe er auch uns rücken könnte. Deshalb höre ich den Predigttext nicht als historischen Text. Eher im Gegenteil.

Darauf Gardei: Man soll widersprechen, wenn uns Diktatoren weißmachen wollen, Juden sind anders als wir. Deshalb lese ich „Diese Toten – Erich Fried“.

Diese Toten - Erich Fried

Hört auf, sie immer Miriam

und Rachel und Sulamith

und Aron und David zu nennen

in euren Trauerworten!

Sie haben auch Anna geheißen

und Maria und Margarete

und Helmut und Siegfried:

Sie haben geheißen wie ihr heißt

Ihr sollt sie euch nicht

so anders denken, wenn ihr

von ihrem Andenken redet,

als sähet ihr sie

alle mit schwarzem Kraushaar

und mit gebogenen Nasen:

Sie waren manchmal auch blond

und sie hatten auch blaue Augen

Sie waren wie ihr seid.

Der einzige Unterschied

war der Stern den sie tragen mußten

und was man ihnen getan hat:

Sie starben wie alle Menschen sterben

wenn man sie tötet

*nur sind nicht alle Menschen
in Gaskammern gestorben*

*Hört auf, aus ihnen
ein fremdes Zeichen zu machen!
Sie waren nicht nur wie ihr
sie waren ein Teil von euch:
wer Menschen tötet
tötet immer seinesgleichen.
Jeder der sie ermordet
tötet sich selbst.*

Pues:

Ja, sie waren ein Teil von uns – deshalb fragen wir uns gemeinsam: Wie umgehen mit den übergroßen Schatten der Vergangenheit? Wie hoffnungsvoll bleiben, wenn jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger wieder zunehmend in Angst unter uns leben müssen? Wie nicht verzweifeln, wenn die Spirale von Gewalt und Gegengewalt scheinbar niemals enden will?

Gardei: Manche Verbrechen können nicht wiedergutmacht werden – das wissen wir als Versöhnungsforscher. Die Toten können nicht vergeben. Wir können auch nicht in ihrem Namen irgendetwas vergeben. Wir können nur erinnern. Und darin liegt vielleicht für uns – die Nachgeborenen – etwas Tröstliches, auch wenn die Wunden nicht geschlossen werden. Ich denke da an das Gedicht:

Chor der Tröster von Nelly Sachs

*"Gärtner sind wir, blumenlos gewordene
Kein Heilkraut läßt sich pflanzen
Von Gestern nach morgen.
Der Salbei hat abgeblüht in den wiegen –
Rosmarin seinen Duft im Angesicht der neuen Toten verloren –
Selbst der Wermut war bitter nur für gestern.
Die Blüten des Trostes sind zu kurz entsprossen
Reichen nicht für die Qual einer Kinderträne.
Neuer Same wird vielleicht
Im Herzen eines nächtlichen Sängers gezogen.
Wer von uns darf trösten?"*

*In der Tiefe des Hohlwegs
Zwischen Gestern und Morgen
Steht der Cherub
Mahlt mit seinen Flügeln die Blitze der Trauer
Seine Hände aber halten die Felsen auseinander
Von Gestern und Morgen
Wie die Ränder einer Wunde
Die offenbleiben soll
Die noch nicht heilen darf.

Nicht einschlafen lassen die Blitze der Trauer
Das Feld des Vergessens.
Wer von uns darf trösten?

Gärtner sind wir, blumenlos gewordene
Und stehn auf einem Stern, der strahlt
Und weinen."*

(Entnommen dem Gedichtband "Gedichte" von Nelly Sachs, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 1977, S 31f.)

Richter: Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, Gott: Höre meine Klagen, meine Fragen. Öffne Deine Ohren, achte auf mein Flehen. Denn es braucht Trost. Es braucht Halt. Nur wo? In Dir, Gott – ja. Sicher. Und in den anderen – in denen, die um uns sind, in unseren Familien – falls sie noch leben. In unseren Freunden – falls es sie gibt. In denen, die neben uns sitzen, hier und heute. Denn sie alle gehören doch dazu, zu der Welt in der wir leben, zu der Welt, in der wir beheimatet sind. Sind wir das? Beheimatet? Hier? In Deutschland? Wir? Heute?

Gardei: Was kann Heimat und Deutschland da noch sein? Aus den Klagen und der Sehnsucht der deutschen Juden im Exil beispielsweise – über Deutschland von außen – und den Verlust der Heimat, kann man vielleicht doch etwas für heute gewinnen: Denn es ist mindestens diese Sehnsucht, die bleibt. **Diese Sehnsucht nach einer besseren und anderen Heimat** wird wachgehalten in den Texten. Entgegen allem Augenschein und vielleicht nur zaghaft Aber da. So wie bei **Mascha Kaléko**, in ihrem Gedicht „Im Exil“:

*Ich hatte einst ein schönes Vaterland –
So sang schon der Dichter Heine.
Das seine stand am Rheine,
Das meine auf märkischem Sand.*

*Wir alle hatten einst ein schönes Vaterland.
Das fraß die Pest, das ist im Sturz zerstoßen.
O Röslein auf der Heide,
Dich brach die Kraftdurchfreude.*

*Die Nachtigallen wurden stumm,
Sahn sich nach sicherem Wohnsitz um,
Und nur die Geier schreien
Hoch über Gräberreihen.*

*Das wird nie wieder, wie es war,
Wenn es auch anders wird.
Auch, wenn das liebe Glöcklein tönt,
Auch wenn kein Schwert mehr klirrt.*

*Mir ist zuweilen so, als ob
Das Herz in mir zerbrach.
Ich habe manchmal Heimweh.
Ich weiß nur nicht, wonach.*

Pues: Was gibt uns Hoffnung, wer macht uns Mut? Ich erinnere nochmals an unseren Predigttext, an unsere beiden Hebammen Schifra und Pua. Zwei mutige und sehr clevere Frauen, die dem Volk Israel eine Perspektive geben. Weil sie sich mit großem Gottvertrauen den Anweisungen des mächtigen Königs widersetzen. Zwei Hebammen gegen einen Mann mit einem mächtigen Staatsapparat im Rücken. Sie imponieren mir mit ihrem Mut und ihrem kompromisslosen Einsatz für das Leben. Und ihrem Vertrauen in Gott, der an ihrer Seite ist.

Gardei: Viele liberal denkende Menschen haben im Moment den Eindruck, die Wände kommen näher. Wir können nicht mehr sprechen, ohne uns zu fürchten. Wir fürchten uns vor den Feinden der Freiheit, aber vielleicht auch davor, einen Fehler zu machen. Aber die Hebammen haben recht. Denn eins ist aber klar: Wir müssen in diesen finsternen Zeiten zusammenhalten. Gott muss jetzt auch heißen: Fürchte Dich nicht. Auch hier ein Gedicht von Mascha Kaléko, dass vielleicht eine Antwort bietet und das ich gern zum Trost vorlesen will:

Mascha Kaleko: Rezept

*Jage die Ängste fort
Und die Angst vor den Ängsten.
Für die paar Jahre
Wird wohl alles noch reichen.*

*Das Brot im Kasten
Und der Anzug im Schrank.*

Sage nicht mein.

Es ist dir alles geliehen.

Lebe auf Zeit und sieh,

Wie wenig du brauchst.

Richte dich ein.

Und halte den Koffer bereit.

Es ist wahr, was sie sagen:

Was kommen muß, kommt.

Geh dem Leid nicht entgegen.

Und ist es da,

Sieh ihm still ins Gesicht.

Es ist vergänglich wie Glück.

Erwarte nichts.

Und hüte besorgt dein Geheimnis.

Auch der Bruder verrät,

Geht es um dich oder ihn.

Den eignen Schatten nimm

Zum Weggefährten.

Feg deine Stube wohl.

Und tausche den Gruß mit dem Nachbarn.

Flicke heiter den Zaun

Und auch die Glocke am Tor.

Die Wunde in dir halte wach

Unter dem Dach im Einstweilen.

Zerreiß deine Pläne. Sei klug

Und halte dich an Wunder.

Sie sind lang schon verzeichnet

Im grossen Plan.

Jage die Ängste fort

Und die Angst vor den Ängsten.

Schlussworte Pues: Halte dich an Wunder. Jage die Ängste fort. Und die Angst vor den Ängsten. Dazu bleibt mir nur: Shalom und Amen.

„Vom Geld und von anderen Gaben“ (2. Kor 8,7-9) – WM Vera Gretges und WM Johanna Schwarz

Gretges: Egal, wohin man schaut, die goldenen Herbsttage sind gezählt, Reformationstag, St. Martin – all dies ist vorbei und es öffnet sich die Tür zur nächsten thematisch geprägten Zeit: zum Advent, zu Weihnachten. Deutlicher als die Jahre zuvor ist mir dieses Jahr eine Sache ins Auge gefallen: Mehr noch als alle Schokoweihnachtsmänner, Lebkuchenleckereien und Weihnachtsbeleuchtungen nehme ich die zahlreichen Spendenaufrufe wahr, die zu dieser Zeit gehören wie der Glühwein zum Weihnachtsmarkt. Sie alle werben um unsere Emotionen, unsere Mitmenschlichkeit und vor allem um unser Geld. Und alle haben sie eine Berechtigung. Auch in unseren Kirchen sammeln wir selbstverständlich. Viele gute Zwecke, so viele Menschen und Tiere, denen zu helfen wäre. Anderen mit Liebe begegnen zum Fest der Liebe – das wäre doch wirklich schön.

Schwarz: Spenden sind wahrlich keine neue Erfindung. In dem Briefabschnitt, aus dem die Verse stammen, geht es um einen Aufruf zur Spende für die Jerusalemer Gemeinde. Paulus tritt hier als Organisator und als Motivator auf. Und die Motivation reicht weit: Er verbindet den Glauben und das Geben für die andere Gemeinde miteinander. Und zwar so sehr, dass das Geben quasi als Beweis für den Glauben, für die echte Liebe, erscheint. Man könnte fast meinen, es sei die Eintrittskarte in den Himmel.

Gretges: Ich verspüre jetzt schon diesen Druck, etwas tun zu *müssen*. Hier wird es knifflig: Jede Entscheidung für eine Spende, ist zugleich eine Entscheidung gegen eine andere. Was ist wichtiger? Und was, wenn man nichts spendet? Ist man dann ein schlechter Mensch, wenn man nichts gibt oder nichts geben kann? Schuldgefühle können dadurch dort entstehen, wo es doch eigentlich um Zuwendung und gnädiges Miteinander geht.

Wo verlaufen die Grenzen, innerhalb derer sich echte Liebe zeigt, die Paulus überprüfen will?

Schwarz: Da stellt sich mir doch gleich die Frage: Warum sollen oder wollen wir überhaupt geben? Ist es Nächstenliebe oder, wenn ich ehrlich bin, doch auch ein wenig, damit man sich selbst besser fühlt und dem Druck, egal ob von Paulus oder den Dezemberspendenaufrufen, irgendwie nachkommt? Die Intention beim Handeln zählt ja auch. Die Geschichte um St. Martin, der seinen Mantel mit einem Armen teilte, ist doch gerade deshalb so berührend, weil er es komplett freiwillig tat, nicht weil er dem sozialen Druck oder ähnlichem nachgegeben habe. Gerade in dieser Zeit, die so sehr von Erwartungen geprägt ist, fühlen sich doch viele von uns überfordert und unsicher. Das betrifft nicht nur familiäre und freundschaftliche Beziehungen, sondern die gesamte politische Lage, die momentan im Umbruch ist. Unsere vermeintlichen Sicherheiten geraten ins Wanken und ich fühle mich hilflos und ohnmächtig angesichts all dieser Veränderungen. Und dann kommt noch der Druck hinzu, irgendwie handeln zu müssen und die Welt zu verbessern. Da fällt es doch schwer, zu wissen, wie wir uns verhalten sollen.

Gretges: Diese Unsicherheit und das Gefühl von Zerrissenheit sind ja nicht nur ein modernes Phänomen. Aber allen möglichen Unsicherheiten der ersten Gemeinden zum Trotz setzt Paulus sich vehement für finanzielle Zuwendung zwischen den Gemeinden ein.

In seiner Begründung zeigt sich dabei eine gewisse Spannung: Einerseits spricht er grundsätzlich von der bedingungslosen Gnade Gottes, die nichts voraussetzt. Andererseits fordert er die Korinther doch sehr deutlich auf, für die Jerusalemer Gemeinde zu spenden, da sich hieran die Echtheit ihrer Liebe überprüfen lassen und sie zugleich reich genug seien, um geben zu können. Die Kollektengabe ist für ihn eine logische Verbindung zu allem, was die Gemeinde in Korinth an Glaubensgaben und Gaben erhalten hat, quasi ein Zeichen ihres Glaubens. Paulus stellt also die Zusage, dass wir nichts tun müssen, um Gottes Liebe zu empfangen, und den Aufruf, als Ausdruck unseres Glaubens aktiv werden zu müssen, nebeneinander.

Schwarz: Dazu fällt mir direkt der Jakobusbrief ein, wo es in etwa heißt: Glaube ohne Werke ist tot. Eine steile Aussage, wie ich finde. Wir müssen also etwas leisten, unser Glaube allein reicht nicht aus, sonst ist er nicht lebendig. Aber haben wir alle die gleichen Möglichkeiten, das auch zu tun, um zu zeigen, dass unsere Liebe, unser Glaube echt ist? Ist das dann noch gerecht, gerade wenn es um finanzielle Zuwendung geht? Geht das nicht fast in Richtung der Idee eines Wohlstandsevangeliums, also dem Gedanken, sozialer und wirtschaftlicher Wohlstand seien direkt mit religiösen Verdiensten verbunden? Frei nach dem Motto: Wer Gott liebt, den liebt Gott und der lebt gut? Ergo: Wer hat, kann geben, zeigt seinen festen Glauben und steht gut da – vor Gott. Und die Menschen in Armut? Was passiert mit ihnen? Ein riesiges Problem, wenn gute Werke, wie finanzielle Zuwendung, als Zeichen wahren Glaubens gelten sollten.

Gretges: ‚Ihr seid in allen Stücken reich, im Glauben und im Wort und in der Erkenntnis und in allem Eifer und in der Liebe.

Obwohl Jesus Christus reich ist, wurde er doch arm um eurerwillen, auf dass ihr durch seine Armut reich würdet.‘

Bevor und nachdem Paulus die Korinther zum Geben auffordert, benennt er, was ihnen zuvor gegeben wurde. Wenn es heißt, dass Christus für uns arm wurde, geht es nicht um materielle Armut. Sondern hierin ist wohl eine Anspielung auf den Philipperhymnus zu sehen, wo es heißt:

Schwarz: „Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.“ (Phil 2, 5-11)

Gretges: Durch das Heilshandeln Gottes an uns, das wir in wenigen Wochen abermals besonders feiern werden, werden wir befreit. Es ist die Liebe Gottes, die sich in vielfacher Hinsicht zeigt. Sie macht die Gemeinde Gottes reich, wie Paulus schreibt. Sie ist reich an Glauben, Wort, Erkenntnis, Eifer und Liebe. Und diese Liebe ist nicht selbstgenügsam, sondern drängt nach außen. Nicht umsonst werden wir aufgefordert: „Lasst uns einander lieben, denn Gott hat uns zuerst geliebt“ (1. Joh 4,19). Menschliche Zuwendung nur im finanziellen Bereich zu sehen, ist ungenügend. Sie findet auch auf anderen Ebenen statt.

Schwarz: Verbundenheit kann sich auch dadurch zeigen, dass wir unsere verschiedenen Möglichkeiten, unsere Gaben füreinander einsetzen. Das kann durch Trösten geschehen, Zuhören, Hilfestellungen, praktische Unterstützung und vieles mehr – auch durch das Teilen eines Mantels.

Ja, Glaube ohne Werke ist tot. Trotzdem ist die Frage, wie die Möglichkeiten zu Werken aus echter Liebe eröffnet werden, nicht zu vernachlässigen. Gott ist es, der gibt. Und wenn man annimmt, dass Glaube etwas ist, das das komplette Wesen eines Menschen verändern und durchdringen kann, warum sollte der Aspekt des Handelns davon ausgeschlossen sein? Es hat ja einen Grund, dass die Gemeinde Christi reich an Glaube, Erkenntnis, Eifer, Liebe und so vielen unterschiedlichen Begabungen ist.

Gretges: Handeln aus echter Liebe also, Handeln, das im Tun und in der Einstellung von echter Liebe zeugt und von ihr stammt. So eine Liebe ist für mich keine verkitschte Form der Aufopferung, die sich selbst insgeheim ins Zentrum stellt, sich absolut klein macht oder komplett die eigenen Möglichkeiten ausbeutet, bis nichts mehr bleibt! Echte Liebe, Gottes Liebe ist vielleicht nicht in Worte zu bringen, aber *anders*. Es ist an uns, verantwortungsvoll mit Gottes Gaben umzugehen.

Schwarz: Wir können nur das geben, was uns möglich ist – nicht mehr und nicht weniger. Auch dies ist etwas, das Paulus im weiteren Briefverlauf benennt. Es geht ihm nicht darum, dass die Briefempfänger*innen so viel geben, dass sie selbst in Armut leben müssen. Sein Wunsch ist eine angemessene und gerechte Verteilung der materiellen Güter. Ob dies in der Form funktionieren kann, sei einmal dahingestellt. Doch Maß halten und sich selbst nicht aufgeben bei der Hingabe für den Nächsten, ist einleuchtend. Das impliziert auch, auf die eigenen Grenzen und Befürchtungen, Unsicherheiten und Ungewissheiten ein Auge zu haben.

Gretges: Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

„... und er wird abwischen alle Tränen“ (Ps 90) – Prof. Dr. Cornelia Richter und stud. theol. Kathrin Scholz

Liebe Gemeinde,

vielen Dank, dass Sie all diese Namen lieber Menschen mit uns geteilt haben. Wir sind sicher hinter jedem dieser Namen steckt so viel mehr: Geschichten, Erinnerungen, Träume und Gedanken. Ein Leben... Ein Leben, das nun vergangen ist. Von dieser Erfahrung der Vergänglichkeit des Menschen berichtet auch der heutige Predigttext. Ich lese aus Psalm 90, die Verse 1–14: *1Ein Gebet des Mose, des Mannes Gottes. Herr, du bist unsre Zuflucht für und für. 2Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. 3Der du die Menschen lässt sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! 4Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. 5Du lässt sie dahinfahren wie einen Strom, sie sind wie ein Schlaf, wie ein Gras, das am Morgen noch sprosst, 6das am Morgen blüht und sprosst und des Abends welkt und verdorrt. 7Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahinmüssen. 8Denn unsre Missetaten stellst du vor dich, unsre unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht. 9Darum fahren alle unsre Tage dahin durch deinen Zorn, wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz. 10Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und was daran köstlich scheint, ist doch nur vergebliche Mühe; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon. 11Wer glaubt's aber, dass du so sehr zürnest, und wer fürchtet sich vor dir in deinem Grimm? 12Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. 13Herr, kehre dich doch endlich wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig! 14Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Leben lang.*

In Zeiten der Trauer und des Verlustes fällt uns häufig erst auf, wie kurz das Leben ist. „Wie ein Gras, das am Morgen noch blüht und sprosst und am Abend bereits welkt und verdorrt.“, so wie wir es gerade im Psalm gehört haben. Wie wenig Zeit für die Dinge ist, die wir machen wollen und müssen. Zeit für Dinge, die wir sagen wollen. Besonders deutlich wird uns das häufig erst beim Verlust eines geliebten Menschen. So bleiben doch fast immer Dinge ungesagt, oder ungetan. Besonders dann, wenn der geliebte Mensch plötzlich von uns geht und wir uns nicht mehr verabschieden konnten. Hätte man doch nur mehr Zeit gehabt! Oder die Zeit anders genutzt! Doch manchmal, da rast die Zeit einfach nur so an uns vorbei. Warum kann sie nicht langsamer vergehen? Tage und Wochen ziehen vorbei, als wären sie nur ein Wimpernschlag. Jahre vergehen gefühlt immer schneller und mit ihnen zieht das Leben dahin. Nicht nur das eigene, sondern auch das von geliebten

Freunden und Familienangehörigen. Und ehe man sich versieht, sind Chancen und Momente verstrichen und ein geliebter Mensch ist fortgegangen. In Trauer und Schmerz bleibt oft die Frage nach dem Warum. Warum hatten wir nicht mehr Zeit? Warum hat Gott, der Allmächtige, dich sterben lassen? Warum vergeht das Leben so schnell?

In solchen Momenten werden wir uns unserer Vergänglichkeit bewusst. Eine Erfahrung, die jeder Mensch macht. Die zum Leben dazugehört. Aber dadurch nicht weniger schmerzhaft wird.

Im Vergleich zur Ewigkeit Gottes wird uns unsere Endlichkeit mehr als eindrücklich bewusst. Genau dieser Kontrast wird auch in dem Psalm beklagt und gleichzeitig zur Trostperspektive. Denn: „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Gott war immer schon und bleibt. Mit jener Spannung und Polarität zwischen der Endlichkeit des Menschen und der Ewigkeit Gottes haben sich Menschen seit jeher auseinandergesetzt. So finden wir im Psalter viele solcher Gedichte und Texte, die sich mit den Fragen, Gedanken und Gefühlen des menschlichen Lebens befassen. Und diese offen vor Gott bringen. In manchen wird Gott mit Freuden gelobt, in anderen werden Angst und Verzweiflung vor ihn gebracht und in wieder anderen wird er angeklagt. Wir können und dürfen all unsere Gefühle, Ängste und Sorgen vor Gott bringen. Unsere Trauer und Freude. Aber auch unsere Wut und unser Unverständnis. Wir müssen damit nicht allein bleiben. Alles, was uns auf der Seele brennt, dürfen wir ihm gegenüber äußern. Der ewige Gott kann, in den Worten des heutigen Psalms, unsere Zuflucht sein. Er war es schon für die, die vor uns da waren und er wird es auch für die sein, die nach uns kommen. Denn Gott ist der Inbegriff der Ewigkeit. Er war, bevor es die Welt, wie wir sie sehen, gab. Er ist ihr Schöpfer. Unser Schöpfer. Als der Ewige, der von aller Zeitlichkeit verschieden ist, ist er das Beständige, nach dem wir uns in einer Welt voller Vergänglichkeit, sehnen. Mit dieser Vergänglichkeit, als anthropologischer Konstante, beschäftigen sich bis heute Theologinnen und Theologen.

So zum Beispiel Dietz Lange, dessen Glaubenslehre wir im Studium gerade lesen. Er verweist auf die Fragmentarität des menschlichen Lebens als Grunderfahrung. Denn das Leben wird durch den Tod begrenzt und somit bleibt immer etwas ungesagt oder ungetan. So ist nicht nur das eigene Leben immer ein Sein zum Tode, (das hat Lange von Kierkegaard übernommen) - So ist nicht nur das eigene Leben immer ein Sein zum Tode, sondern auch der Verlust eines anderen und damit einhergehend der Verlust einer Beziehung. Auch das wird als partieller innerer Tod empfunden. Dennoch bleibt der Tod als Bedingung für neues Leben unausweichlich. Ist das nicht ein erstaunlicher Satz? Ich lese ihn noch einmal:

Dennoch bleibt der Tod als Bedingung für neues Leben unausweichlich. So wie die Blätter im Herbst, die auf den Boden fallen, damit aus ihnen in biologischen Prozessen neue Erde wird. Neue Erde, die neuer Nährboden für neues Leben ist.

Aus dieser Grunderfahrung geht die Frage nach einem Sinn, Zweck und tragenden Grund des Lebens hervor. Dieser Grund muss jedoch, so lange, verschieden von der Welt sein; er muss sie nicht nur umfassen, sondern vollumfänglich durchdringen. So ist Gott als der Ewige doch ganz unterschieden von der Welt, die geprägt ist von Zeitlichkeit und Vergänglichkeit. Geprägt vom Kommen und Gehen. Lange betont dabei, dass man sich die Ewigkeit jedoch nie als unendlich lange Zeit vorstellen darf. Denn Ewigkeit ist keine Zeitlichkeit. Sie ist von aller Zeitlichkeit unterschieden. Wie Gott. Gott der selbst nicht zeitliche Grund aller Zeit. Denn Gott war, ehe alles war. Und er wird sein.

Menschen kommen und gehen. Der Tod kommt und wir können ihn nicht aufhalten. Der Schmerz bleibt. Aber auch Gott bleibt. Denn wenn wir auf die Worte des heutigen Predigttextes hören: „Herr du bist unsere Zuflucht für und für“, dürfen wir voller Vertrauen auf Gottes Treue bauen. Denn von der Liebe Gottes kann uns nichts trennen. So dürfen wir, wie es in den letzten Versen des Psalms angedeutet wird, darauf hoffen, dass nach Zeiten in denen Trauer und Schmerz überwiegen, auch wieder Zeiten der Freude und des Trostes kommen. Entsprechendes finden wir in Kohelet 3,1–9, in dem bekannten Gedicht über die Zeit. „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde“.

In diesem Gedicht stellt der Prediger ganze 14-mal jeweils zwei menschliche Tätigkeiten als Paare gegenüber. Eine Tätigkeit ist dabei positiv, die andere negativ. Die Pointe liegt jedoch darin, dass keine der Tätigkeiten bewertet wird. Oft gibt es dabei einen Zusammenhang zwischen den Tätigkeiten, die im gleichen Vers genannt werden. So heißt es dort zum Beispiel:

„Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde:
2 Geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; [...] 4 weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit;“

Die Zeit des Sterbens und Weinens ist begrenzt. Sie bestimmen nicht das ganze Leben. Es wird wieder eine Zeit des Lachens und des Neubeginns kommen, dessen kann man sicher sein. Auf Beerdigungen folgen Taufen. Auf den Winter, in dem alle Bäume kahl werden und alles still liegt, folgt der Frühling, in dem alles wieder grünt und Blumen aus der Erde sprießen. Und auf den heutigen letzten Sonntag des Kirchenjahres, an dem wir der Toten gedenken, folgt ein neues mit dem Advent, in dem wir die Ankunft Christi begrüßen.

Inmitten der Trauer ist es tröstlich zu wissen, dass nach ihr eine neue Zeit folgen wird. Dass

das Leben nicht nur vom Gehen geprägt ist, sondern auch vom Kommen. Und so wird es irgendwann wieder gelingen den Blick über den Tod hinaus zu richten – weg von dem, was vorbei ist, hin zu dem, was noch kommen wird.

Noch machen uns Vergänglichkeit und Sterben Angst. Sie sind mit Schmerz und Unsicherheit verbunden. Wir wissen nicht was und ob noch was kommt. Sie sorgen dafür, dass unser Leben ein Fragment bleibt. Aber genau deshalb gibt es vielfältige Bilder, die uns hoffen lassen, dass das nicht alles war, sondern dass da noch was kommt. Dass der Tod nicht das Ende ist. Wir finden sie in der Bibel, in Gesprächen mit anderen und auch in Liedern. So wie auch in dem Lied, das wir gleich singen werden, in dem eine Strophe lautet: „Wir sind von Gott umgeben/ auch hier in Raum und Zeit/ und werden in ihm leben/ und sein in Ewigkeit.“ Und auch in Literatur und Poesie können wir tröstliche Bilder finden.

Ein meiner Meinung nach besonders schönes Bild zeichnet Charles Henry Brent in seinem Gedicht: Was ist sterben?

„Ein Schiff segelt hinaus und ich beobachte, wie es am Horizont verschwindet. Jemand an meiner Seite sagt: „Es ist verschwunden.“ Verschwunden wohin? Verschwunden aus meinem Blickfeld – das ist alles. Das Schiff ist nach wie vor so groß wie es war als ich es gesehen habe. Dass es immer kleiner wird und es dann völlig aus meinen Augen verschwindet, ist in mir, es hat mit dem Schiff nichts zu tun. Und gerade in dem Moment, wenn jemand neben mir sagt, es ist verschwunden, gibt es Andere, die es kommen sehen, und andere Stimmen, die freudig Aufschreien: „Da kommt es!“ Das ist sterben.“

Charles Henry Brent stellt uns ein sicher ungewöhnliches Bild des Sterbens vor Augen. Weil er die Perspektive umdreht. Was geht, wird auch kommen. Vielleicht mögen Sie es im Herzen mitnehmen. Denn Bilder wie diese können uns in schweren Zeiten Trost spenden. Wir dürfen daran glauben, dass, wenn unser Leben auch sonst vom Kommen und Gehen geprägt ist, Gott bleibt.

„Macht hoch die Tür: Coming in/Coming out“ (Ps 24) – WM Vera Gretges und WM Erik Nau

Coming in

„Ich bin die Tür.“ Ein Stilmittel, das im Johannesevangelium öfter vorkommt: Jesus baut eine größere Metapher oder sogar ein Gleichnis auf und beginnt mit „Ich bin...“ Ich bin das Licht der Welt. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Vielleicht kennt man es. Und jetzt eben hier: die Tür.

Der Vers steht im Kontext einer Geschichte mit Schafen, zu denen Jesus die Tür ist – oder auch das Tor zu einer Weide. „Wer durch mich hineingeht, wird gerettet.“ Coming in.

Für mich steckt in diesem Text ein Potenzial. Was heißt da: „gerettet“? Manchmal kann es unser Leben retten, wenn wir die Möglichkeiten erkennen und entdecken, die dieses Leben für uns haben kann. Die Freiheit zu haben, dass wir sein dürfen – so wie wir sind.

Ist das Hindurchgehen durch die Tür ein Weg in diese Freiheit? „Er wird hinein- und hinausgehen und eine gute Weide finden“, heißt es im Text. Der Weg hindurch ist also keine Einbahnstraße. Die Tür fällt nicht hinter uns ins Schloss. Wer sich frei und sicher fühlt, kann immer wieder durch die Tür – hinein- und hinausgehen. Coming out.

„Eine gute Weide finden“, steht am Ende des Verses – das Versprechen dieses Texts. Wer kein Schaf ist, braucht nicht in erster Linie grünen Rasen. Ich verstehe dieses Bild eher als Ausblick auf ein „Leben in Fülle“. In Aussicht gestellt werden Sicherheit und Freiheit, die es erlauben, sich auf das Leben ganz einzulassen, mit der ganzen Person, mit unserem wahren Ich. Mir gibt diese Aussicht Kraft und ein Gefühl der Zuversicht – gerade weil ich genau weiß, wie es sich anfühlt, nach diesem wahren Ich zu streben und für dieses Leben in Fülle zu kämpfen.

Was macht Ihr nun in dieser beginnenden Adventszeit? Vielleicht jeden Tag ein Türchen auf? ;-)

Vielleicht bleiben wir einfach aufmerksam für die Türen unseres Lebens und lassen uns dabei die altbekannten Worte zurufen: „Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit!“

Coming out

Ich will leben – nicht hinter verschlossenen Türen und mit Narben von all den Tränen, die sich tief eingegraben haben. Ich will nicht nur das Mindestmaß an dem, was es braucht – ein „Okay – es passt schon“ – Ich will leben und genießen – die Fülle. Da ist so viel mehr.

Die Türen, der Schutzraum, die Sphäre, in der ich mich wieder und wieder finde, soll sich öffnen – hier ist es eng.

Und ich will atmen – und genießen, nicht nur existieren – und mich finden.

Wenn es Zeit ist, sollen sich die Türen öffnen. Ich will sie durchqueren. Aber: Manchmal drückt das Hier und gleichzeitig fürchte ich mich vor dem Dort und bleibe genau da – auf der Stelle, dazwischen, zerrissen.

Ich will leben, nicht hinter verschlossenen Türen, aber: auch nicht mit Furcht, die mich bindet oder zwingt. Ich ringe mit mir und meinem Ich. Was ist überhaupt? Was ist echt? Was muss? Was kann?

Kälte gefriert die Hoffnungsfunken, Gedanken werden zu Eissplittern und Worte wie beißender Frost. So will ich nicht leben. Es ist kalt

Und dann berührt meinen erstarrten Körper ein kleiner Funke, der unaufhaltsam größer werden will und mich tief spüren lässt: Da ist Leben.

Wärme breitet sich aus und löst Gedankenknoten, mein Mut wird neu entfacht.

Wo ich stehe – wohin ich gehe – meine Entscheidung ist getragen und ich: geborgen.

Ich will leben und genießen, teilen, mich und einander nicht verlieren, sondern: finden; annehmen, dass etwas richtig ist, sicher sein: Liebe existiert und rettet und öffnet: für das Leben, das ich leben will – mit Funken der bedingungslosen Liebe.

“Licht in der Finsternis” (Joh 1,1-5, 9-14) – Prof. Dr. Hermut Löhr

Liebe Geschwister,

blicken wir lieber voraus oder ziehen wir vor zurückzublicken am heutigen Abend? Wie war unser Jahr 2024? Was erwarten wir von dem, was kommt? Hoffnung und Erinnerung, sie beide sind ja grundsätzlich ambivalent, und immer treffen wir, bewusst oder unbewusst, eine Auswahl, die viel über uns selbst sagt.

Wir wissen von vielen Menschen heute Abend, die das vergangene Jahr lieber aus ihrem Gedächtnis streichen möchten, und von ebenso vielen, die voller Bangen in die kommenden Wochen und Monate blicken; wir fühlen mit ihnen, vielleicht gehören wir selbst zu ihnen. Es ist doch so: Manchmal möchte man angesichts dessen, was man erfährt oder doch hört oder sieht, ein Loch in den Sand graben und darin verschwinden.

Wir sitzen heute Abend nebeneinander in derselben Kirchenbank, die selig Zurückdenkenden mit denen, die sich mit Schrecken erinnern, die Hoffnungsvollen und die sich Fürchtenden, wir wohnen nebeneinander in derselben Stadt, im selben Land, wir leben miteinander in unserer gemeinsamen Heimat Europa, wir bewohnen den gleichen Globus.

Manchmal ist das schwer, manchmal auch gar nicht auszuhalten. Aber so und nicht anders ist unser Leben, so und nicht anders sind wir Menschenkinder.

Ob unser Predigttext aus dem Buch Jesaja die Gegenwart freudig begrüßt, oder ob er sich hoffnungsvoll nach einer besseren Zukunft hinsehnt, ist den Fachleuten gar nicht so gewiss; ich erspare Euch die exegetischen Details.

Wir hören ihn noch einmal, Jesaja 9,1-6:

*1 Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell. 2 Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Vor dir freut man sich, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt. 3 Denn du hast ihr drückendes Joch, die Jochstange auf ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers zerbrochen wie am Tage Midians. 4 Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn dahergeht, und jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt. 5 Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; 6 auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er Stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des HERRN Zebaoth.*²⁶

²⁶ Der Text folgt der Luther-Bibel Revision 2017.

Also, wie denkt, wie fühlt Ihr heute Abend? Heller Schein in unserem Herzen, oder Licht am Ende des Tunnels? Lauter Jubel jetzt auf den Straßen wie derzeit in Damaskus – oder ängstliches Schweigen wie in den Luftschutzkellern Kiews? Ist jetzt die dankbare und reiche Erntezeit – oder sitzen wir gerade auf kargem, nassen Acker und stellen uns bloß vor, wie es wächst und gedeiht und reif wird zur Ernte? Wie sieht die Zeitenwende der Gegenwart denn aus: wie zur Zeit des Mauerfalls, als wir, wie manche meinten, in das Ende der Geschichte eintraten – oder, wie es uns jetzt erscheint, in einen neuen kalten Krieg – und hoffentlich nicht mehr?

Ist der weise Politiker, der ein Ende machen wird mit aller Ungerechtigkeit und Krieg, ist er schon geboren oder sogar gewählt und im Amt? Oder ist ein solcher Politiker nicht eher das utopische Gegenbild zu all' den kleinen und großen Königen, wirklich gewählt, scheinbar gewählt, oder gleich schamlos gar nicht gewählt, die derzeit und mehr und mehr das Weltgeschehen zu bestimmen scheinen?

Ja, die Hoffnung auf den gesalbten König, den Messias, die in unserem Text laut wird, hat etwas entschieden Utopisches, sie klingt uns auch weldlütlich. Sie mag ursprünglich auf einen konkreten König Israels bezogen gewesen sein, doch nachfolgenden Generationen von Leserinnen und Lesern des Prophetenbuches erschien diese Hoffnung immer wieder offen, noch nicht erfüllt, denn das Königreich, in dem in Wahrheit nicht ein Mensch, sondern Recht und Gerechtigkeit die Herrschaft innehaben, ist noch nicht entstanden, und der Friede-Fürst hat offenbar noch nicht kandidiert.

Nun sollten wir es uns dieser Tage, und ein paar Wochen vor den nächsten Bundestagswahlen, nicht zu leicht machen mit „denen da oben“, wie es gerne heißt. Politiker-*bashing* ist einfach, es ist wohlfeil, und mich erschreckt schon, wie etwa in den Kommentaren auch seriöser Zeitungen, und das heißt doch auch: einer seriösen Leserschaft, im Internet unflätig und vielfach voll Hass auf Politikerinnen und Politiker eingedroschen wird.

Viele, die in der Politik tätig sind, bemühen sich nach bestem Wissen und Gewissen, ihre Aufgabe zu erfüllen, das können wir anerkennen, auch wenn wir anderer Meinung sind, auch wenn wir meinen, es würden falsche Entscheidungen getroffen. Bin ich mir denn sicher, dass meine politische Meinung am Frühstückstisch oder in der Kneipe die richtige ist, könnte ich verantworten das zu tun und zu veranlassen, was ich so flott dahinmeine? Nein, ich bin nicht der Herr Wunder-Rat, auch ich nicht.

Die großartige Prophetie Jesajas ist in der jüdischen Tradition weitergesagt worden weit über die Zeit und politische Situation hinaus, in der sie entstand, in die hinein sie ursprünglich sprach. Aus einer Zeitansage wurde ein Hoffnungsbild, das uns bis heute vorangeht, eben weil es nicht erfüllt ist.

Nein, auch heute Abend ist es nicht erfüllte Realität, denn es gibt sie nach wie vor, die Jochstange auf den Völkern, den Stecken der despotischen Treiber, und der Stiefel und die

Uniform des Kriegers werden nicht verbrannt, sondern gerade neu beschafft. Die stabile und weltweite Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit ist keineswegs erreicht, und die Autorität, das Parlament, die sie durchsetzen könnten, sind noch nicht gefunden und gewählt.

Immerhin dies: Die Hoffnung, die Utopie, sie wird weiter überliefert und gesagt, sie ist nicht im Malstrom der Geschichte untergegangen, die Worte hallen wider durch die Zeiten, sie halten die Möglichkeit einer Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit offen; diese wird nicht unausdenklich und unsagbar. Wir wissen ja durchaus um die Kraft von Worten und Utopien, die ein Gegenbild schaffen und erhalten, ein Gegenbild zu dem, was einfach der Fall ist. Die wenigsten von uns sind Politiker, die sich nach bestem Wissen und Gewissen mühen, richtige Entscheidungen für eine große Gemeinschaft zu treffen, und die wenigstens von uns hätten wohl das Zeug dazu. Aber wir alle haben die Möglichkeit, ein solches Gegenbild zu dem, was einfach ist, weiter zu sagen, es den Mitmenschen und den Nachfolgenden zu überliefern wie einst der Prophet, wir haben die Möglichkeit, es zu wagen, von Recht und Gerechtigkeit zu sprechen auch und gerade dann, wenn diese ferne sind. Also, liebe Geschwister, habt den Mut, von Recht und Gerechtigkeit weiter zu reden, habt die Weisheit, sie zu wählen, wenn sie zur Wahl stehen, und für sie einzutreten und zu protestieren, wenn sie in Gefahr sind.

Schön und gut, werdet ihr sagen, aber ist die Weihnachtsbotschaft nicht eine andere, ist sie nicht auf *einen* ausgerichtet, erzählt sie nicht vom Anfang Jesu, des Messias, erzählt sie nicht von Jesus Christus? Und ist dieser – vielleicht nicht im Sinne des Propheten, aber doch im Sinne der Prophetie – derjenige, der angekündigt ist?

Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst.

Ja, so haben die ersten Christinnen und Christen diesen Text gelesen, darum ist er unter den prophetischen Texten der Bibel so wichtig geworden, das ist der Glaube, der in Galiläa und auf Golgatha und am Grab in Jerusalem entstand und weitergesagt wurde und wird: Das in Bethlehem geborene Kind, der in der Taufe durch Johannes angesprochene Sohn Gottes, der Bergprediger und Heiler und Dämonenaustreiber, dieser ist die Erfüllung der Prophetie.

Aber machen wir kurz den Faktencheck. Wir sagten es schon: Es gibt sie nach wie vor, die Jochstange auf den Völkern und den Stecken der despotischen Treiber. Der Stiefel und die Uniform des Kriegers, sie sind nicht verbrannt. Die stabile und weltweite Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit ist keineswegs erreicht. Das Königreich des Gottessohnes, das *happy end* der Geschichte, es ist nicht da.

Gewiss, hier und da scheinen Recht und Gerechtigkeit zu herrschen, für eine Weile, hier und da leben Menschen zufrieden und in Frieden, das ist nicht wenig und Grund zur Dankbarkeit. Aber Recht und Gerechtigkeit und Zufriedenheit und Frieden sind zerbrechlich, widerruflich, wie uns nur zu deutlich ist.

Wo also ist die weise Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit, die wir mit Jesus von Nazareth verbinden? Ist der Messias also ein König ohne Land, ein Herrscher ohne Friedenstruppen?

Reicht der Verweis auf die weltweite und weltweit (wenn auch nicht bei uns) wachsende Kirche?

Ja, vielleicht, ein Hinweis, ein Hoffnungszeichen, auch wenn wahrlich nicht alles, was Kirche ist, bei uns und anderswo, auf das Reich Gottes weist.

Die deutlichere Weisung liegt, so glaube ich, in dem Vorbild, das uns in Jesus von Nazareth angeboten ist, oder, wie die theologische Tradition sagt, in der sich die Gottheit für uns gezeigt hat: in einem unter ungewöhnlichen, provisorischen Bedingungen geborenen Kind, in einem Wanderprediger, der vor dem Kontakt mit den Randsiedlern der Gesellschaft nicht zurückschreckte, in dem Krankenheiler, in dem, der die Armen und Friedensstifter selig gepriesen hat, und der so, wie es auch heißt, geradezu die Gestalt eines Sklaven angenommen hat, bis zu seinem Tod.

Und wenn das nun dein und mein Gott ist, wenn das unsere Hoffnung ist, vielleicht auch unser Vorbild, so kann die verheißene Herrschaft von Recht und Gerechtigkeit auch nur auf diesem Weg zustande kommen, und anders nicht. Die Hoffnung, die wir heute Abend weiter singen und sagen, ist diese: Das Reich Gottes wächst in uns und unter uns, wenn wir beharrlich und mutig dabei bleiben, dem durch Jesus gewiesenen Weg zu folgen und ihn wieder zu suchen, wenn wir uns einmal verirren, weil wir im Dunkeln gehen. Weihnachten sagt: Es wird wieder hell werden.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren.

Amen

„... so werde ich auch mit dir sein“ (Jos 3,5-11; 17) – WM Erik Nau

Im letzten Herbst bin ich zufällig auf eine Sendung im ZDF gestoßen, die „Bares für Rares“ heißt und die mich direkt so in ihren Bann zog, dass ich fast täglich einschaltete. Das Format funktioniert so, dass Menschen aus ganz Deutschland kleinere und größere Schätze in der Sendung vorstellen. Ob der Verlobungsring der Urgroßmutter, das Werbeschild im Pop-Art-Design vom Dachboden, die Statuette aus Bronze, die auf Opas Schreibtisch als Briefbeschwerer diente oder der signierte Lederball der 74er-Mannschaft, den man zufällig auf dem Flohmarkt entdeckt hat: So manches Mal zeigt die Expertise ausgewiesener Fachleute für Möbel, Schmuck, Gemälde und anderer Antiquitäten, dass der Wert der vorgestellten Gegenstände weit über ihrem geschätzten Wert liegt. Immer neue prachtvolle Gegenstände wurden gezeigt, und ich begann mich zu fragen, warum diese so eine Faszination auf mich ausübten.

Auch im Predigttext begegnet uns heute etwas, was man zunächst für einen solchen außergewöhnlicher Gegenstand halten könnte, der aber noch mehr ist;

und dessen Entstehung oder besser gesagt seine Bauanleitung schon früher in der Bibel überliefert ist. So kann man im Buch Exodus (Ex 25,10-22) nachlesen, wie ein mobiles Heiligtum nach Gottes Weisungen angefertigt werden soll, und neben einem heiligen Zelt und allerlei Kultgegenständen findet sich dort auch die Anweisung zur Erstellung der sogenannten Bundeslade:

„Sie sollen eine Lade aus Akazienholz machen, zweieinhalb Ellen lang, anderthalb Ellen breit und anderthalb Ellen hoch! Überzieh sie mit purem Gold, innen und außen sollst du sie überziehen. Bring daran ringsherum eine Goldleiste an! Gieß für sie vier Goldringe und befestige sie an ihren vier unteren Ecken, zwei Ringe an der einen Seite und zwei Ringe an der anderen Seite! Fertige Stangen aus Akazienholz an und überzieh sie mit Gold!

Steck die Stangen durch die Ringe an den Seiten der Lade, sodass man die Lade damit tragen kann! Die Stangen sollen in den Ringen der Lade bleiben; man soll sie nicht herausziehen. In die Lade sollst du das Bundeszeugnis legen, das ich dir gebe. Verfertige auch eine Sühneplatte aus purem Gold, zweieinhalb Ellen lang und anderthalb Ellen breit! Mach zwei Kerubim aus getriebenem Gold und arbeite sie aus den beiden Enden der Sühneplatte heraus! Arbeite einen Kerub aus dem einen Ende heraus und einen anderen Kerub aus dem anderen Ende; aus der Sühneplatte arbeitet die Kerubim heraus, an ihren beiden Enden! Die Kerubim sollen die Flügel nach oben ausbreiten, mit ihren Flügeln die Sühneplatte beschirmen und sie sollen ihre Gesichter einander zuwenden; der Sühneplatte sollen die Gesichter der Kerubim zugewandt sein. Setze die Sühneplatte oben auf die Lade und in die Lade leg das Bundeszeugnis, das ich dir gebe! Ich werde dir dort begegnen und dir über der Sühneplatte zwischen den beiden Kerubim, die auf der Lade des Bundeszeugnisses sind, alles sagen, was ich dir für die Israeliten auftragen werde.“ (Ex 25,10-22 EU)

In die Lade wurden einige Kapitel später in Ex 31 dann die Steintafeln mit den Geboten gelegt, die Mose vom Berg Sinai mit hinunter brachte. Die Bundeslade enthielt also das steingewordene Zeugnis der Offenbarung Gottes am Sinai und umgab es mit prachtvollem Edelmetall und teurem Holz. Als Teil des mobilen Heiligtums begleitete die Lade Mose und die Israeliten auf ihrer 40-jährigen Wüstenwanderung, die in der Bibelstelle des heutigen Predigttextes mit der Überschreitung des Jordan und dem damit verbundenen Einzug in das verheißene und gelobte Land ihr Ende nimmt. Im Text wirkt die Lade ein Wunder, das, wenn auch in etwas kleinerem Format, an den Durchzug des Volkes Israel durch das Rote Meer erinnert. Auch hier wird das fließende Wasser zurückgehalten und die Menschen können ohne Probleme die letzte Hürde nehmen, die sie noch von ihrem Ziel trennt.

Diesmal ist es jedoch nicht Mose, der mit erhobenen Händen mittels göttlicher Kraft das Meer zurückweichen lässt, sondern sein Nachfolger Josua befiehlt den Priestern, mit der Bundeslade in den Fluss zu steigen, von der eine Kraft auszugehen scheint, die dem Wasser Einhalt gebieten kann.

Irgendwie ist es eine phantastische Geschichte, die auch befremdlich wirken kann und die man eigentlich in einen weiteren biblischen Kontext einordnen müsste, um sie besser verstehen zu können. Stattdessen möchte ich den Fokus auf einen bestimmten Aspekt des Textes lenken, der mit dem goldenen Gegenstand zusammenhängt, vor dem die Wasser fliehen. Ich lese den heutigen Predigttext so, dass darin weniger über die magische Wirkung einer, man könnte sagen, *vergoldeten Reliquie* berichtet wird, sondern dass damit etwas über die Wahrnehmung einer Form göttlicher Präsenz ausgesagt werden soll.

Die Wirkung der Lade auf das Wasser steht für die Macht Gottes über die Naturgewalten, zeigt aber auch Gottes schützende Gegenwart direkt beim Volk an. Sie geht dem Volk voran und deutet damit auf die göttliche Leitung der Menschen auf einem für sie sehr konkret gewordenen Lebensweg. Die Lade enthält die Gesetzestafeln und hält so die Erinnerung wach an den immer noch gültigen Bundschluss zwischen Gott und Israel am Berg Sinai. Die Gegenwart Gottes wird in diesem Text also sehr konkret in der Lade verortet. Sie symbolisiert, repräsentiert und macht sichtbar, was eigentlich im materiellen Sinne nicht greif- und wahrnehmbar ist.

Die Bibel kennt viele unterschiedliche Formen, die Gegenwart Gottes zu beschreiben; um nur einige Beispiele zu nennen: Auf schon besagter Wüstenwanderung Israels zeigt Gott sich als Wolken- und Feuersäule. Eindrucksvoll ist auch die Erzählung, wie Gott sich dem Propheten Elia zu erkennen gibt, indem er in einem sanften Säuseln an ihm vorübergeht, ohne jedoch dabei gesehen zu werden. Die christliche Tradition kennt zudem die Konkretisierung der Gegenwart Gottes in Jesus Christus, dessen Göttlichkeit, gerade noch von Weihnachten herkommend, zunächst besonders ärmlich dargestellt wird und dann im Nachhinein doch noch mit Gold, Weihrauch und Myrrhe versehen wird. Und schließlich, wie sich im heutigen

Evangelium der Taufe Jesu schon andeutet, kennen wir auch die Präsenz Gottes, des Heiligen Geistes.

Gott ist nicht angewiesen auf menschengemachten Glanz und Gloria. Und die Versuchung ist groß, nun in einen Chor derer einzustimmen, die sich über die prunkvolle Ausgestaltung mancher Kirchen ärgern. Wäre es nicht authentischer, alle Reichtümer zu verkaufen und das Geld für einen guten Zweck einzusetzen? Ich ertappte mich kurz dabei, kritisch in Richtung katholischer Kirchen zu schielen und mich beruhigt zurückzulehnen: Unsere evangelischen Kirchen sind ja eh so schlicht... Dafür ist unsere Schlosskirche hier ja auch ein gutes Beispiel... Wirklich? Nun, wir könnten natürlich überlegen, ob wir sie wirklich brauchen: die silbernen Kerzenständer, das Kreuz, das mit einem großen Edelstein besetzt ist, das kostbare Antependium, das Taufbecken aus anpoliertem Messing, die frischen Blumen mitten im Winter, die aufwändigen Schnitzereien und ausladenden Stuckarbeiten. Natürlich „brauchen“ wir diese Dinge alle nicht im existenziellen Sinne, aber sie haben ihre Daseinsberechtigung, die nicht in erster Linie mit ihrem monetären Gegenwert zu tun hat.

Zugegeben, die Ausstattung von Kirchenräumen hat in der Geschichte oft genug etwas mit Repräsentanz geistlicher und weltlicher Macht zu tun gehabt. Und nein, wir sind hier auch nicht bei „Bares für Rares“ und versuchen, möglichst viel für uns herauszuschlagen. Aber es gibt eine Verbindung zwischen der goldenen Lade aus unserem Text und Kirchenräumen heute – auch sie sind Orte, die unter anderem dazu dienen, sich Gottes Gegenwart bewusst zu werden und sie zu feiern. Dabei müssen es nicht unbedingt Gold und Edelsteine sein. Die christlichen Traditionen kennen dort, wo man das Privileg hat, Kirchen mehr als nur behelfsmäßig einzurichten, die Tendenz zur ausgesprochenen Schlichtheit *ebenso* wie die zur kostbaren Ausgestaltung.

Wo wir Gott verorten und wie wir diese Orte dann gestalten, hängt stark davon ab, *wie* wir Gott denken, welches Verständnis wir von Gott haben. Von den biblischen Erfahrungsberichten über die komplexen Unterscheidungen der christlichen Sakramentsverständnisse bis hin zu individuellen Empfindungen: Vielleicht kann man sich grob darauf einigen, dass Gott theoretisch überall und zu jeder Zeit gleichermaßen wahrnehmbar wäre, in bestimmten Situationen aber besonders wahrgenommen wird.

Oder konkreter: Fühlen wir uns Gott in einer Kirche näher als an der U-Bahn-Haltestelle? Wenn ja, dann hat dies wohl weniger mit Gott als mit uns zu tun. Aber die Gestaltung von Gegenständen und Orten kann helfen, um sich die Präsenz Gottes bewusster werden zu lassen. Besonders gestaltete Räume können unsere Konzentration auf das Wesentliche fördern oder uns von ihrer Erhabenheit fast überwältigen lassen. Stille kann unsere Andacht fördern und Musik uns einstimmen lassen. Vertraute Gegenstände und Anordnungen helfen uns, uns in gerade noch fremden Räumen zurechtzufinden. Räume, gerade Kirchenräume, erzeugen durch ihre Gestaltung eine Atmosphäre, die auf uns wirkt. Der Raum spricht quasi

seine eigene Sprache, die man bis zu einem gewissen Grad verstehen lernen kann, die aber auch auf einer Ebene jenseits von bewusster Reflexion auf uns wirken kann.

Die durchdachte Gestaltung des Kirchenraumes durch Symbolik und Ästhetik erzählt auf ihre Weise von Gott, ob wir staunend im Kirchenschiff stehen oder den Raum mit seinen Details nur nebenbei wahrnehmen. Ob die prunkvolle oder die ganz zurückgenommene Variante – beides kann Attribute, die wir vielleicht mit Gott verbinden, unterstreichen; – oder auch unser ästhetisches Empfinden dermaßen stören, dass uns die Wichtigkeit der räumlichen Gestaltung umso deutlicher wird. Kirchen können für uns einen Raum eröffnen, in dem es leichter wird, in eine besondere Atmosphäre einzutauchen oder sogar die Gegenwart Gottes für uns wahrzunehmen zu können – im Gottesdienst, der extra diesen Raum hat, oder ganz für uns, wenn der Raum plötzlich zu *unserem* Raum wird. Schmuck und Gestaltung können also als Hinweise auf die Präsenz Gottes dienen. Diese Art der Wahrnehmung macht es nachvollziehbar, warum der Bibeltext heute ein symbolisch hochgradig mit Heiligkeit aufgeladenes und materiell unwahrscheinlich kostbares Element wie die Bundeslade einsetzt, um die Präsenz Gottes anzuzeigen.

Gottes generelle Anwesenheit wird besonders deutlich durch ihre demonstrative Präsenz an einem bestimmten Ort. Es spricht ein Bedürfnis nach der Versicherung eines unsichtbaren Gottes daraus; nach einer Darstellung davon, was eigentlich undarstellbar ist.

Auch wenn man keine Wunder erwartet und keine magischen Kräfte – wenn man Gottes Gegenwart nachspüren möchte, kann es sich lohnen, auf die Suche zu gehen und Orte für sich zu entdecken, an denen das möglich ist.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

„... and overcome“ (Rom 12,9-16) – Prof. Dr. Cornelia Richter

Dear Congregation!

“Submit... and overcome!” That’s how our young researchers, David Smith and Matthew Robinson, announced our international services for this term. Both of them come from the USA, both of them chose to continue their academic education and career in Europe, both of them are deeply committed to a theology of peace and justice. The background of the topic were of course the US elections for which we hoped to see a smooth, unviolent, peaceful change of power, and, even more, we hoped to see a president who would actively contribute to what is said in Romans 12, 9-16. Let me read once more:

“⁹ Let love be genuine; hate what is evil; hold fast to what is good; ¹⁰ love one another with mutual affection; outdo one another in showing honor. ¹¹ Do not lag in zeal; be ardent in spirit; serve the Lord. ¹² Rejoice in hope; be patient in affliction; persevere in prayer. ¹³ Contribute to the needs of the saints; pursue hospitality to strangers. ¹⁴ Bless those who persecute you; bless and do not curse them. ¹⁵ Rejoice with those who rejoice; weep with those who weep. ¹⁶ Live in harmony with one another; do not be arrogant, but associate with the lowly;^[a] do not claim to be wiser than you are” (NRSVue).

Elections can be a risky business, be it in the US, in Germany or in my own country, Austria. Other people may consider other issues more important than we do, and they are likely to raise their voices as well. Of course, they do, of course we all do, and are supposed to. So, yes, democratic elections, can be a risky business. This is even more true for those countries where they are carried away by economic bargains, placing the power in billionaires right from the start of the procedure.

Hence, given the results we have to face today, would it not be more appropriate to raise our voices in concern, perhaps even in anger? Instead of having the service set up full of joy and thanks, with our splendid Figuralchor singing “Oh be joyful in the lord” and “O nata lux”? Well, no, of course not, and Romans 12 gives the answer to that.

What Paul addressed in Romans 12 is part of his ethical program for the ecclesia. In the letter as such, Paul presents and explains his theology, he speaks about what it means to be a Christian, what it means to believe in Jesus Christ, what it means to share and form a community coming together in what is called the Holy Spirit. Hence, he writes of God’s allegiance and of the truth of his creation, of man being justified despite our sin and our trespasses. He writes of the peace we find in and with God, and the trust we place in his salvation. A trust that shall not be overcome by our fears for it is directed to God in his unfathomable will. And the consequence of all what has been said is what we find in Romans 12: To live as a Christian means to serve God. It is as simple as that.

Paul is clearly addressing the Christian community here.²⁷ He sends his letters to help himself and the early congregations to find their identity. Even though he is addressing the Romans just like in other letters the Corinthians or the Galatians, he does not restrict his message to the very congregation on place. Nor does he restrict his message to Christians only. Instead, he offers an ethical approach to norms and values that may be acknowledged by all sorts of people, be they Christian or not. Whoever may hear his words and consider them as trustworthy, may become a member of the congregation. The ethical demands he brings forth shall serve the congregation and its members, because only then, the Christian faith will prove its value for life. The Christians' identity depends on their ethos – it is how they live that shows who they are.

Ok, but let's have another look on what it actually is that the Christian ethos demands: *"⁹ Let love be genuine; hate what is evil; hold fast to what is good; ¹⁰ love one another with mutual affection; outdo one another in showing honor."* And some verses down: *"¹⁶ Live in harmony with one another; do not be arrogant, but associate with the lowly"*, and, I guess he had our scientific community in mind, *"do not claim to be wiser than you are"*. The interesting thing is, that what Paul demands does not sound genuine Christian, does it? It is more like general anthropological ideas, he presents, moral standards that could and should be kept by anyone, no matter where they come from and which religion they belong to. And indeed, that's what Paul wants to say:²⁸ Christians don't have any other moral norms than other people. Just like anybody else, they are supposed to be- have in a way that helps the community, that allows it to flourish in peace. What makes Christians special is, that they contribute to a peaceful community.

Given the background of our service, it is most interesting to see that in 1922 Karl Barth, in his famous book called "Der Römerbrief", he interpreted Paul in the light of his own time, which was also a time of political turmoil, challenging the Christian faith. When Barth turns to Romans 12-15, he calls it the great disturbance, "die große Störung", considering ethics the problem.²⁹ In the following he spends many pages on the very difference, the Christian ethics would have to make. It should not remain in what everybody else calls love; it should not follow the moral behavior and moral standards of the world. Instead, it should be aware of the fundamental and existential difference called forth by the Christian faith. Karl Barth's book was without doubt one of the most influential theological books of the 20th century. And it allowed for a political statement like the "Barmer Theologische Erklärung" in 1934, confirming that there would never be another leader than Jesus Christ. And yet, our modern exegesis shows that he did not read Paul in his own line of argument. One of the reasons is, that Barth wrote from the perspective of Christianity as a world- leading, highly powerful and politically

²⁷ Cf. Michael Wolter, Paulus. Ein Grundriß seiner Theologie, Neukirchen-Vluyn, 2011, Kap. XII: Die Ethik, bes. pp. 315-320; ders., Identität und Ethos bei Paulus, in: Ders., Theologie und Ethos im frühen Christentum, darin: 5. Identität und Ethos bei Paulus, 121-169, bes. 127f. (Begriff Ethos).

²⁸ Cf. Wolter, Paulus, 321.

²⁹ Cf. Karl Barth, Der Römerbrief (Zweite Fassung) 1922, hg. v. Cornelis van der Kooij/Katja Tolstaja, in: Ders., Gesamtausgabe, Zürich 2010, 571-637.

potential, tradition. Whereas Paul wrote his letters for the young, emerging congregations who did not have a clue that they once would become a world religion. So, which way should we follow, take the position of Barth and raise our voices in anger and protest? Or follow Paul in asking for the simple adherence to basic human values?

Well, I guess we share the feeling that there is something wrong with this opposition, for it does not cover the differences within Christianity. It does not address the question that is urgent for today: Why is it, that Christians as well as non-Christians vote for political programs that foster economic profit neglecting the basic needs of others, that enhance disruption and hate? We know by now, that the elections are not only driven by violent minds. No, they are also driven by the concerns of those who for themselves would prefer not to be violent. But somehow, they either cannot express themselves by less radical political programs, or they do not trust less radical programs, or they do not feel heard by less radical politicians. Whatever it is, and I do not know the solution, but whatever it is, the solution for us should not be to simply oppose, to simply accuse – instead, I am afraid, that would only lead to further disruption. But then, would that not mean to commit moral suicide on our side?

One possible solution I see, lies directly in Paul, namely in the way he phrases verses 11 and 12: *“¹¹ Do not lag in zeal; be ardent in spirit; serve the Lord. ¹² Rejoice in hope; be patient in affliction; persevere in prayer.”* Paul demands an ethical response by the Christian congregation that serves the community in its best possible way. We as Christians are supposed to show what humanity could be and could mean in its ideal form. Now, you may call this naïve. Just like one could call this little wooden plate here in my hand naïve, reminding us that human dignity is inviolable; it stands for nothing more than the engagement of the members of a small association who simply try here and there to make things a little bit better.³⁰ Is that naïve? No, I do not think so. In the contrary, I think it may be the most difficult form of expressing our faith in these days: Holding on to humanity. This implies of course, first and foremost, the critical self-reflection on whether we, as the congregation, live up to that ideal by ourselves. And we all know, that this is unfortunately not always the case. But then, it also implies to carefully observe what is happening in and to our society. And to raise our voices where humanity is violated and torn down. In this sense, Paul says: *Do not lag in zeal; be ardent in spirit.* But in order to do so, in order to keep that critical and self-critical spirit alive, there is also verse 12: *Rejoice in hope; be patient in affliction; persevere in prayer.* For this is the reservoir from which we gain our strength and our ability to endure, to engage in small steps, to hold on to what we are supposed to do as human beings, and to hold on to the idea that in the light of Christ, the world may change. So that is, what we do today: Rejoice in hope, be patient in affliction, persevere in prayer – and then proceed and step out into that world and contribute to holding tight the ideals of humanity. For the peace of God, which surpasses all understanding, may guard our hearts and minds in Jesus Christ. Amen.

³⁰ Cf. [Verein für Menschenwürde und Demokratie e.V.: https://wuerde-unantastbar.de](https://wuerde-unantastbar.de)

„Wasser des Lebens“ (Joh 4,5-14) – Prof. Dr. Hermut Löhr

Liebe Schwestern und Brüder,

„tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“

Das ist - manche von Euch haben es gewiss erkannt – der erste Satz der „Höllenfahrt“, des Vorspiels zur Roman-Tetralogie „Joseph und seine Brüder“ von Thomas Mann.

Man könnte dieses Vorspiel oder Vorwort insgesamt eine Leseanweisung nennen, vielleicht sogar eine Verstehenslehre, eine Hermeneutik, die auch biblische Hermeneutik ist - oder jedenfalls anregend und entkrampfend auch für ein Unternehmen biblischer Hermeneutik wäre, auch wenn sie etwas gestelzt daher kommt.

Der Brunnen der Vergangenheit ist ein Sprach-Bild. Es wäre aber reichlich witzlos, von ihm zu Beginn einer Geschichte zu sprechen, wenn dieser bildliche Brunnen mit der erzählten Geschichte dann nichts weiter zu tun hätte. Erst indem der Brunnen sowohl bildliche Leseanweisung ist als auch Inventar der erzählten Welt, wird das Tableau lebendig, lebendig und schillernd vielleicht wie ein Bach im Morgenlicht. Genau das geschieht bei Thomas Mann; aus dem Brunnen der Vergangenheit wird bald der Brunnen, an dem Jakob seinem halbstarren Sohn Joseph bei Nacht begegnet.

Und damit sind wir bei unserem heutigen Predigttext schon angelangt, der im vierten Kapitel des Johannes-Kapitel steht. Wir hören die Verse 5 bis 14:

Da kam er in eine Stadt Samariens, die heißt Sychar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Josef gegeben hatte. 6 Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich an den Brunnen; es war um die sechste Stunde. 7 Da kommt eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken! 8 Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, um Speise zu kaufen. 9 Da spricht die samaritanische Frau zu ihm: Wie, du, ein Jude, erbittest etwas zu trinken von mir, einer samaritanischen Frau? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritanern. – 10 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. 11 Spricht zu ihm die Frau: Herr, du hast doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? 12 Bist du etwa mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Söhne und sein Vieh. 13 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; 14 wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.³¹

³¹ Übersetzung nach Luther-Bibel Revision 2017.

Wann und wie fing das alles an? Wie tief ist denn der Brunnen der Vergangenheit, aus dem diese Geschichte schöpft? Können wir auf den Grund schauen? Oder ist er unergründlich?

Wann wurden aus dem Stämmen *eines* Volkes Feinde, die miteinander keine Gemeinschaft haben, obwohl sie aus denselben Quellen schöpfen, denselben Gott verehren, sich von denselben Erzeltern herleiten? Wann wurde aus dem heiligen Land besetztes und feindliches Land? Wann wurden Jerusalem und Samaria feindliche Schwestern?

Sychar, vielleicht eher ein Dorf als eine Stadt, liegt wohl nahe dem Berg Garizim, nahe den Ruinen von Sichem, dem heutigen Nablus; es liegt, von Jerusalem aus gesehen, auf feindlichem Land, feindlich, aber nicht fremd:

Zahlreiche Erzählungen der Heiligen Schrift verbinden sich mit diesen Orten, Samarien und Sichem und der Berg Garizim und auch das kleine Sychar waren einmal Jakobs, Israels Land, und Jakob hatte für ein Stück Land dort sogar einmal 100 Goldstücke bezahlt an den „Vater Sichems“, den Hamor, das muss doch noch in irgendeinem Kataster der Geschichte aufgezeichnet sein!

Was aber sind diese Orte jetzt? Wie fing das an? Wer war hier zuerst? Wer hat hier die älteren oder gar ewigen Rechte? Wer hat Schuld an den Verwerfungen der Geschichte, an Trennung und Streit? Das Problem mit der Geschichte von uns Menschenkindern ist ja dies: Ihr Anfang und ihr Ende sind für uns nicht zu überschauen und zu erfassen, und so auch nicht neutral, objektiv, gerecht zu beurteilen. Das könnte wohl nur der Ewige, gepriesen sei er.

Und vielleicht stellt sich, bedenkt man dies alles, auch die Frage: Gibt es Hoffnung auf Aussöhnung, gar auf Frieden? Kann es im ewigen Strom der Geschichte, ohne Anfang und ohne Ende, überhaupt ewigen Frieden geben? Dies wäre dann wohl – das Ende der Geschichte. Dürfen wir darauf hoffen?

In einer alten Kulturlandschaft wie Israel ist Land nie nur einfach Boden und Geröll und Sand, oder ein Eintrag im Kataster; Land ist Erinnerung, ist Tradition, ist Heimat, die jetzige oder die frühere, die, welche man in Frieden bewohnt, oder die Heimat, die man verloren glaubt und wieder besitzen möchte. Wer das nicht wahrhaben will, wer sich darauf nicht einlassen kann, ist jedenfalls im Heiligen Land fehl am Platze, der gehe vielleicht nach Grönland! – nein, das ist ein schlechtes Beispiel, das streichen wir.

Nun könnte man ja die ganze Geschichte auch einfach ignorieren oder vergessen, man könnte die Geschichte für jetzt den Lordsiegelbewahrern der ehernen und heiligen Tradition überlassen und darüber lachen, man könnte sich, als junger Mann und junge Frau etwa, „rein zufällig“ am Brunnen außerhalb des Dorfes treffen – doch dieser Treffpunkt fürs *dating* ist der Jugend natürlich seit Generationen bekannt! – man könnte ja einmal dorthin gehen und schauen, was und wer sich so findet, man könnte einander begegnen, abseits vom Dorfklatsch, unbeobachtet von Eltern und Geschwistern und Nachbarn, zufällig, und doch nicht absichtslos. Man könnte miteinander zwanglos ins Gespräch kommen, der Mann mag der

Frau dabei helfen, das Wasser aus dem Brunnen zu holen und in die Ziegenschläuche oder Krüge zu füllen – natürlich könnte sie das auch allein, aber so ist es doch netter, man mag dabei plaudern und einfach schauen, was daraus wird.

Und man mag dabei ganz aus den Augen verlieren, dass man eigentlich nichts oder wenig miteinander zu reden hat, so von alters her oder von Amts wegen, dass Tradition und Geschichte nicht vereint und gestärkt, sondern getrennt und gespalten haben, dass sie Grenzen gezogen und unsichtbare oder sichtbare Mauern errichtet haben. Die Qualität des Wassers, das wir aus den Brunnen der Vergangenheit schöpfen, ist wenig stabil. Das Wasser mag bisweilen faul und ungenießbar sein, wenn nicht sogar jemand es absichtlich vergiftet hat.

Ja, solche privaten Geschichten gibt es, man hat davon gehört oder gelesen. Und manche davon mögen auch ein happy end haben. Allerdings nicht in der Bibel und ihren alten Geschichten: Zwar gibt es dort wiederholt Begegnungen am Brunnen, auch verheißungsvolle zwischen einem jungen Mann etwa und einer jungen Frau, aber das sind keine Geschichten, die es bei der privaten Begegnung und dem privaten Glück belassen. Und sie sind keine Geschichten, die, mit einem happy end etwa, die Geschichte beenden und die Stimme der Erzählung zum Verstummen bringen. Sie ständen dann nicht in der Bibel, die insgesamt ja am bloß Privaten weniger Interesse zeigt, als wir uns vielleicht auf der Suche nach Zerstreung und Erbauung wünschen würden. Sie ständen nicht in der Bibel, deren Stimme immer weiter erzählt, bis heute. Punkt Omega ist noch nicht erreicht.

Und so verhält es sich auch mit unserer kleinen Erzählung: Den beiden Personen der Handlung, der samaritanischen Frau und dem jüdischen Jesus, mögen die alten Geschichten, die sich um den Brunnen und das Land Jakobs dort ranken, gar nicht so präsent sein, während sie dort plaudern – der Erzählung selbst sind sie es natürlich sehr wohl. Man meint es bei jedem Wort, jedem Satz zu spüren – und so erzählt der Evangelist Johannes auch sonst gern -, dass diese Szene getränkt ist von Geschichte und Tradition und ihren Bildern, aufgeladen mit Sinn und Doppelsinn; die Worte und Sätze klingen einfach, aber sie sind mit Bedacht gewählt.

Von ferne mag uns der Dialog auch dieser beiden daran erinnern, wie vielleicht ein junger Mann und eine junge Frau sich beim Kennenlernen im Gespräch sehr behutsam vorantasten, in die Alltagsworte vielleicht hier und da eine Andeutung einflechten, vielleicht einmal eine doppelsinnige Wendung wagen, um zu schauen, was daraus so wird. Man fällt am Brunnen ja nicht gleich mit der Tür ins Haus – ok, ich gebe zu, auch dieses Bild ist etwas schräg.

Aus dem Fortgang der Erzählung wird übrigens deutlich, dass die Frau durchaus beziehungs erfahren ist, sie ist, wie man früher einmal so schön sagte, eine „Frau mit Geschichte“, und auch jetzt ist sie kein Single, und so könnte man ihr durchaus etwas vorwurfsvoll raten, doch mit ihrem Mann zurück zu kommen, um Wasser zu schöpfen und zu tragen. Was der Jude Jesus tatsächlich auch tut. Frage am Rande: Ist die Samariterin vielleicht die Personifizierung der Geschichte ihres Volkes?

Also, eine kleine private Geschichte ist das nicht, und es sind nicht irgendein Mann und irgendeine Frau, die einander hier begegnen.

Was Jesus angeht, hätten wir mit nichts anderem gerechnet, ja, dass Jesus hier so deutlich als Jude angesprochen wird – mag etwas überraschen; ein paar Verse später wird er als Rabbi angesprochen.

Nach dem, was im Evangelium vorausging – und es geht ja den Dingen wirklich auf den Grund, wenn es gleich eingangs sagt, was im Anfang und im Grunde war, nämlich Gott im Wort – nach dem, was vorausging und was noch folgt, ist der Jude Jesus am samaritanischen Brunnen deutlich ausgezeichnet, er ist bekannt, im doppelten Sinne des Wortes.

Wir können also nicht mit einer Begegnung auf Augenhöhe rechnen, und eine solche wird auch nicht erzählt. Es ist eben nicht bloß eine Geschichte von einem jungen Mann und einer jungen Frau, die einander um die sechste Stunde, also etwa in der Mittagspause, begegnen.

Und doch ist es eine Begegnung, in der nicht bloß einer Bescheid weiß und belehrt oder predigt. Es entwickelt sich ja ein wirklicher Dialog, bisweilen eine Diskussion, und ohne diese Entwicklung wäre die Erzählung langweilig und für uns belanglos. Wir müssen der samaritanischen Frau also dankbar sein, dass sie nachfragt, Einwände und Gegenrede erhebt, dass sie mit Jesus argumentiert. Sie fördert so eine Wahrheit zu Tage, die nicht schon von Anfang an vor aller Augen liegt, das lange Gespräch bringt Neues und Bedeutsames hervor.

Die Worte sind einfach, aber mit Bedacht gewählt. Auch Jesus und die Samaritanerin sprechen in Andeutungen, legen hier und da Doppelsinn in ihre Worte, aber ihr Gespräch ist nicht intim oder privat in dem Sinne, dass es nur für die beiden Bedeutung hätte. Es zielt nicht auf ein privates happy end, und das gibt es hier auch nicht. Das wäre Belletristik für den Nachttisch. Auch nett.

Es geht um den Brunnen, und es geht um das Wasser. Man könnte, verzeiht mir den exegetischen Schwächeanfall, am griechischen Text noch deutlicher zeigen, wie bedacht unsere Erzählung die Worte wählt, um bildreich, und damit erfahrungsgetränkt, auszudrücken, was gesagt werden muss. Das ist schon ziemlich raffiniert gemacht.

Da ist von dem Brunnen die Rede. Ohne Zweifel ist es so gemeint: Ein tiefer Schacht, eine Ummauerung, vielleicht ein Seil, eine Winde, um Wasser aus der Tiefe holen zu können. Kein römischer Brunnen mit mehreren Marmorschalen also, sondern: ein ummauertes Loch in der Erde.

Merkwürdigerweise werden für den Brunnen jedoch verschiedene Ausdrücke gebraucht, und einer ist so gewählt, dass man auch an eine Quelle denken kann, ja muss.

Was die Frage stellt, wie das Wasser denn in diesen Brunnen seit den Zeiten des Erzvaters Jakobs kommt: Bloß Regenwasser wird es nicht sein, das wird geschickter in Zisternen gesammelt. Aufsteigendes Grundwasser schon eher – wie tief muss ein Brunnen dort beim

Dorf Sychar sein, damit er an das Grundwasser reicht? Oder doch eine dann unterirdische Quelle? Die Worte der Erzählung selbst werfen diese Frage auf, sie wollen sie *aufwerfen* – und sie fördern damit den ganzen Doppelsinn und den Sinn der Erzählung an die Oberfläche. Ob der Jude und die Samaritanerin sich dessen ganz bewusst sind, ist fast unerheblich.

Dass Wasser Leben ist, ist ja ein geläufiges Bild, biblisch und außerbiblisch. Plausibel selbst für uns, für die Strom aus der Steckdose und Wasser eben aus dem Wasserhahn kommt. Woher sonst?

Die Bildwelt des Wassers ist dankenswert offen dafür, auch die großen Fragen und Antworten anschaulich, erfahrungsgesättigt sozusagen, anzusprechen. Und so, auch so, können wir dankbar sein für das Wasser, es ist auch in diesem Sinne kostbar, verderben wir es nicht.

Ob der Brunnen Jakobs „lebendiges Wasser“ spendet, bleibt etwas in der Schwebe: Lebendiges Wasser, das meint zunächst einfach fließendes und damit frisches und (im Prinzip jedenfalls) sauberes Wasser. Der Jordan etwa führt lebendiges Wasser – das Tote Meer nicht. Lebendiges, frisches Wasser kann man trinken. Im lebendigen Wasser kann man sich reinigen, alltäglich und rituell und bildlich und spirituell, und so ist es auch Wasser zum Leben – der Doppelsinn ist beabsichtigt.

Und natürlich kann man auch an die großen Flüsse, die vier Ströme denken, die der Mythos der Alten in die paradiesische Vorzeit verlegt, oder die Prophetie der Vorfahren in den endzeitlichen Tempel. Eine utopische Welt, Anfang oder Ende der Geschichte, gespeist und getränkt von lebendigem Wasser, das reinigt und erfrischt und bewässert und so dem Leben dient aus unerschöpflichen Quellen.

Auch diese mythischen Bilder vom Anfang und vom Ende mögen angedeutet sein im Gespräch am Brunnen. Man braucht aber dieses Wissen um Anfang und Ende gar nicht, um die Rede und ihren Sinn zu verstehen. Wir können es da bei dem belassen, was wir doch alle mitbringen und immer wieder machen können: die einfache Erfahrung, wie wohltuend frisches, kühles Wasser ist, wie gut es schmeckt, mit der Hand aus einer klaren Quelle zu schöpfen, etwa auf einer Wanderung, - und nicht abgestandenes, lauwarmes Wasser aus einer Plastikflasche zu nuckeln.

In den Worten Jesu wird diese Erfahrung zum Bild für das ewige Leben, das nicht ein utopisches Ende der Geschichte ist – weder der großen noch der privaten und intimen, sondern das *jetzt* quillt, *jetzt* beginnt, *jetzt* von jedem und jeder geschöpft werden kann mit der Hand, und das *jetzt* und bleibend unseren Lebensdurst sättigt. Es sind die Worte Jesu selbst, mit denen es anfängt und aus denen das Wasser des Lebens quillt, jetzt und hier und heute.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren. Amen.